

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798

1919/7

Bibliothek
der
Unter-
haltung
und des
Wissens

Jahrgang
1919
Band 7

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



**BÜCHER VON
SAMMLUNG**

**Solche
Nasenfehler**

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen Nasenformer „Zello“ verbessern. Modell 20 übertrifft an Vollkommenheit alles, — ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinträchtigten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst. Bisher 100 000 „Zello“ versandt.
Preis M. 6.—, M. 8.40 und M. 12.— mit ärztlicher Anleitung.
Spezialist L. M. Baginski, Berlin W. 127. Winterfeldtstr. 34.

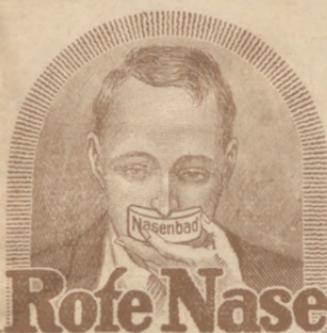
Bei Schwerhörigkeit, Ohrgeräuschen

verlangen Sie Beschreibung über den Gebrauch von **Gehör-Patronen**.
Außerst bequem zu tragen. Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. Zahlreiche Anerkennungen.
Hans Sieger, Bonn a. Rh.

Zuckerkrankhe

erhalten **Gratis** - Broschüre
über diätlose Kur (nach Dr. med.
Stein-Callenfels) **Bonn 31,**
Postfach 125.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ in Berlin S 61, Blücherstraße 31. ++++++

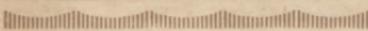


Rote Nase

Morgens und abends 5 Minuten ein „Eta-Nasenbad“ läßt die Nasenröte vollständig verschwinden. Gleichviel, ob durch Kälte, Temperaturwechsel, erweiterte Poren, übermäßigen Blutandrang oder Verdauungsstörungen. „Eta-Nasenbad“ wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend, wodurch der zu starke Blutzufluß, welcher allein die Nase rot erscheinen läßt, eingeschränkt wird. (Absolut unschädlich.) Preis mit allem Zubehör M. 5.—

Laboratorium „Eta“, Berlin W 139

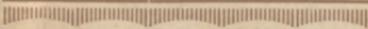
Winterfeldtstraße 34.



Magenleiden.

Magenkrampf, Seitenschmerzen, Stuhlbeschwerden entstehen nur, weil im

Magen zuviel Säure ist. **Mixtur Magnesia** nimmt die Säure fort, dann hört jeder Schmerz auf, was über 15000 Dank-schreiben, auch 30jähr. Magenleid. bezeugen. In Apotheken erhältlich, wo nicht, gibt Fabrik H. Walter, Niederbreisig 155 Ab. an, oder kann gegen Nachnahme von M. 2.50 die Tose zugesandt werden. Betrieb steht unter Aufsicht e. prakt. Arzts.



+ Reines Gesicht +



rosige Frische verleiht rasch u. sicher „Krem-Halfa“. Unübertroff. geg. Sommersprossen, Mitesser, Pickel, Röte, Rauheit und alle Hautunreinigkeiten. Tausendfach erprobt! Sich. Wirkung! Preis M. 3.—

H. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.



Beinkorrektionsapparat

Segensreiche Erfindung!
Kein Verdeckapparat, keine Beinschienen!

Unser wissenschaftl. feinsinnig konstr. Apparat **heilt** nicht nur bei jüng., sondern auch bei **älteren** Personen unschön geformte (O- u. X-) Beine ohne Zeitverl. noch Berufsstör. b. nachweis. Erfolg. **Aerztlich im Gebrauch!** Der App. wird vor d. Schläfe **eigenhändig** angel. u. wirkt auf d. Knochen-substanz u. Knochenzellen, sodaß die Beine nach u. nach **gerade** werd. **Bequem** i. Felde zu benütz., da in 3 Sek. an- od. abgelegt werd. kann. Gewicht ca. 1 1/2 kg. Verlang. Sie geg. Einsendg. von 1 M., welche b. Bestellg. gutgeschr. wird, uns. wissenschaftl.-anatom. Broschüre, die Sie überzeugt, **Beinfehler zu heilen.** Wissenschaftl. orthop. Versand „Ossale“. **Arno Hildner, Chemnitz 12 A, Zschopauerstr. 2.**

+ Damenbart

und lästiger Haarwuchs kann **einzig und allein** nur durch Anwendung der neuen amerikanischen Methode, ärztlich empfohlen, radikal u. für immer beseitigt werden. Deutsches Reichspatent Nr. 196 617. Prämiert Goldene Medaille Paris, Antwerpen. **Sofortiger Erfolg** durch Selbstanwendung. Unschädlichkeit wird garantiert, sonst Geld zurück. Preis M. 5.— gegen Nachnahme. Nur echt durch den alleinigen Patentinhaber und Fabrikanten

Herm. Wagner, Köln 76, Blumenthalstr. 99.

Fortmitdem

Beinverkürzung unsichtbar. Gang elastisch und leicht. Jeder Ladenstiefel verwendbar.

Grat-Brosch. senden:

Extension, G. m. b. H.,

Frankfurt a. M., Eschersheim No 263.



Dialith Hautrein

ges. geschützt
— wirkt über Nacht. —
Entfernt sofort alle
Hautpickel, Blüten, Mit-
esser, Sommersprossen
und erzeugt blendend
weiße Stirn und Nase.
Wirkung durch
Atteste bestätigt.

Unentbehrlich für die elegante
junge Welt.

Flasche 3 Mark, mit Lilien-Wasch-
mittel 4 Mark.

Rud. Hoffers,

Kosmet. Laboratorium,

Berlin-Karlshorst 75.

Über 300000 im Gebrauche Haarfärbekamm



(ges. gesch.
Marke
„Hoffera“)
färbt graues
oder rotes
Haar echt
blond, braun
od. schwarz.



Völlig unschädlich, Jahrelang brauchbar.
Diskrete Zusend. pro St. M. 3.— u. 5.—

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Buch vom jungen Mädchen.

Ratschläge für Mütter. Mit einem
Anhang: Winke für alte und neue
Frauenberufe. Von Elfe Croner.
Zweite Auflage. Geb. 3 M. 60 Pf.
und 10 Prozent Steuerzuschlag.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In 6. Auflage erschienen soeben:

Lehrbuch der Graphologie.

Von L. Meyer.

Groß-Oktav. 266 Seiten Text mit 350 Handschriften-Faksimiles.

Geheftet M. 7.50, gebunden M. 9.80 u. 10 Prozent Steuerzuschlag.

Das Buch ist anerkannt der beste und sicherste Wegweiser in das Gebiet der Graphologie. Es berücksichtigt die neuesten Forschungen und Erfahrungen und gibt eine große Zahl gut gewählter Schriftproben.

Es ist das einzige Werk, das in klarer, leicht faßlicher und praktisch vom Leichteren zum Schwereren fortschreitender Form den Laien in diese neue Wissenschaft einführt, deren Ergebnisse so leicht von Unkundigen mißbraucht werden können. Die Verfasserin hält sich von Übertreibung oder Überhöhung ihrer Kunst fern und wird so manchen Skeptiker von ihren Anschauungen überzeugen.

Das vorliegende Lehrbuch zählt unstreitig zu den besten Erzeugnissen der graphologischen deutschen Literatur. Es berücksichtigt die neuesten Forschungen und Erfahrungen und gibt eine große Zahl gut gewählter Schriftproben.

Deutsche Treue.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

e
n

ar.
am
9.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
(1919)
CHICAGO, ILL.



Zu der Erzählung „Ein Schicksal“ von Gerbert Benda.
(S. 24)

Originalzeichnung von Prof. Anton Hoffmann.

Bibliothek
der Unterhaltung
und des Wissens
Mit Originalbeiträgen
von hervorragenden Schrift-
stellern und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang

* 1919 *

Siebenter

Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

013798



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Ein Schicksal	
Erzählung von Gerbert Benda. Mit Bildern von Prof. Anton Hoffmann	5
Der Millionengarten	
Roman von Eva Salbern (Fortsetzung)	46
Bosniens mohammedanische Frauen	
Von Rifat Gozbović Pascha. Mit 5 Bildern	108
Niels Halvorsens Schuld	
Eine Erinnerung von Rudolf Zolling	121
Vom Erfrieren der Pflanzen	
Von Dr. Martin Böling	137
Mumien, Wolken und Radium	
Von Hermann Radestock. Mit Bild	142
Indira	
Eine altindische Geschichte aus Indien. Von Bankim Chandra Chattopadhyaya. Ins Deutsche übertragen von J. M. Epler	148
Das Tier im alten Kästel	
Von Theodor Egel	171
Von Menschenhaaren und Haarmärkten	
Von Dr. J. Wiese	179

Mannigfaltiges

Wie einer, der pressen wollte, kuriert ward . . .	186
Nicht umsonst gelebt	190
Die Arbeitergartenstadt Staaken. Mit 2 Bildern	190
Fauler Zauber und entdeckte Geheimnisse . . .	194
Das Gefrieren der Gewässer	198
Lütendreher	200
Der vermeintliche Wunderbalsam	201
Verrohung durch den Krieg	203
Woher stammt der Name Berlin	207
Begründetes Mißtrauen	208
Ein Vorschlag zur Güte	208



Ein Schicksal

Erzählung von Herbert Benda

Mit Bildern von Prof. Anton Hoffmann

Seit sieben langen Kriegsjahren war endlich wieder Ruhe in der Welt; mit dem Hubertusbürger Frieden des Jahres 1763 hatten die Kämpfe ein Ende gefunden. Ein herrliches Frühjahr und ein selten schöner Sommer waren vorangegangen. Hoch über den Kiefern stand die Sonne am herbstlich blauen, klaren Himmel. Im Schatten einer offenen Laube, die hinter dem Gethinschen Gute lag, saß die Frau des Hauses mit ihren beiden Töchtern. Die Älteste, Sidonia Gethin, ein unansehnliches, verdrossen aussehendes Wesen, zog eifrig seidene Fäden durch einen auf den Stickrahmen gespannten Stoff. Ihre Schwester Charlotte, reizlos und verblüht, nähte Spitzen in den Ausschnitt eines Kleides. Ab und zu blickten die Schwestern sich an, und immer lag ein unverkennbar spöttischer Ausdruck in ihren Mienen, der ein geheimes Einverständnis verriet. Die Mutter, vor den Mädchen in einem hochlehnigen Stuhle sitzend, konnte nicht beobachten, was hinter ihrem Rücken vorging. Sie folgte den anmutigen, gewandten Bewegungen ihrer jüngsten Tochter, die auf dem sorgfältig geharkten, mit gelbem Sand bedeckten, zwischen Blumenbeeten angelegten Wege mit einem kleinen weißen Kästchen spielte. Ein buntes Stoffläppchen, an einen roten Faden geknüpft, zog Maria vor sich her und lachte jedesmal hell und belustigt auf, wenn das geschmeidige Tierchen, im Sprung danach haschend, sich überkollerte. Auf dem leidenden, blassen Gesicht der Mutter lag ein nachdenklich weher Ausdruck; sie fühlte tief, daß sie ihre jüngste Tochter mehr liebte als die beiden ihr innerlich und äußerlich in keinem Zuge gleichenden älteren Mädchen, die in allem mehr dem

rauen und strengen Vater ähnelten. Sie wußte, daß Maria auch vom eigenen Vater nicht geliebt wurde, und suchte deshalb ihre Neigung für das kaum achtzehnjährige Kind zu verbergen, um ihm das Leben durch offen gezeigte Bevorzugung nicht noch lichtloser zu machen. Nichts wünschte Frau Liane Gethin sehnlicher, als erleben zu dürfen, daß Maria in einer Ehe das Glück finden würde, das ihrem Liebling im elterlichen Hause versagt war. Das weiße Käzchen haschte das Lämpchen, hielt es umkrallt und wollte es nicht mehr aus den Pfötchen lassen; mit einem geschickten Ruck ward es ihm wieder entrisfen. Maria zog das Fleckchen am Faden hoch, daß es über dem Boden über dem Saum ihres Kleides baumelte. Mit jähem Sprung schnellte das Tierchen empor, haßte sich an dem buntblumig gemusterten Kleid fest und kletterte daran aufwärts, dem Spielwerk folgend, das Maria ruckweise immer höher zog. Dann erfaßte sie das Käzchen und drückte es zärtlich liebkosend gegen das zierliche rote Nieder.

Hart und scharf rief Sidonia: „Fort mit der Kaze! Das dumme Tier zerreißt dir die Kleider. Ich habe keine Lust, sie zu flicken.“

Erschrocken setzte Maria das kleine Geschöpf in den Sand und blieb unschlüssig stehen. Mit großen, hilflos fragenden Augen sah das Mädchen nach der älteren Schwester. Im gleichen Augenblick rannte ein Jagdhund der Kaze nach, die flink auf einen Baum entkam. Gleich darauf tauchte hinter einem der Sträucher, die den seitlichen Weg säumten, die hohe, sehnige Gestalt Ulrich Gethins auf. Er trug einen grünen Jagdrock mit eng anschließenden Schößen; ein leichtes Jagdgewehr hing über seiner Schulter. Auf den weiß-



gepuderten Haaren, die in einem straffgebundenen Zopf endigten, saß ein dreispiziger, olivgrüner Jagdhut. Er mußte das Spiel mit der Kaze gesehen haben, auch der laute Zuruf Sidonias konnte ihm nicht entgangen sein, denn er sagte unfreundlich zu Maria: „Narrenpossen wie immer! Hast du nichts Besseres zu tun? Man sollte doch glauben, es gäbe vernünftige Arbeit genug im Hause.“ Er nestelte zwei Wildenten los, die an seinem Gürtel hingen, und reichte sie der betroffenen und scheu vor ihm stehenden Tochter. „Schaffe das in die Küche und mache dich nützlich. Ich kann die Alfanzereien nicht vertragen.“ Mit einem Gertenhieb jagte er die Kaze höher ins Geäst und schritt hinter Maria her nach dem Hause. Frau Liane erhob sich mit ihren Töchtern. Blässer geworden, versuchte sie mit beschwichtigendem Lächeln und freundlichen Worten zu erreichen, daß ihres Mannes üble Laune sich nicht steigerte. Sidonia und Charlotte beeilten sich, dem Vater die Jagdausrüstung abzunehmen. Gegen ihre sonstige Gewohnheit verloren sie über die jüngste Schwester kein Wort; wie es so oft geschah, schienen beide zufrieden, daß Maria zurechtgewiesen und in die Küche geschickt worden war.

Auf dem runden Tisch brannten in hohen, blinkenden Messingleuchtern blaßgelbe Wachskerzen; ihr Licht spiegelte sich im Lack der weißgestrichenen Vertäfelung des Zimmers, in höherem Glanz schimmerte an einzelnen Stellen das zierliche Schnitzwerk der Vergoldung. Durch die schmalen, offenen Fenster blinkten am dunkeln Nachthimmel hellfunkelnde Sterne. Während des Abendessens hatte Ulrich Gethin sich fast nur mit seinen älteren Töchtern unterhalten. Seltener richtete er auch

jetzt, nachdem von der Dienerschaft die Speisen abgetragen worden waren, an seine Frau das Wort. Maria, von allen, auch der Mutter, unbeachtet, saß schweigend am Tisch und beschäftigte sich emsig mit einer Näharbeit.

Vor dem Nachtmahl war Ulrich Gethin lange mit seinem Förster im Gespräch in seinem Arbeitsraum gegessen, denn zum dritten Male in der letzten Woche war im Wald gefangenes Wild in Schlingen gefunden worden, und in anderen Fällen war der Zufall den Frevlern so günstig gewesen, daß sie ihre Beute fortzuschaffen vermochten. Spuren, die Gethin selbst hartnäckig verfolgte, machten es ihm zur Gewißheit, daß die Wilderer aus dem anstoßenden Besitz in sein Revier eingedrungen sein mußten. Nun erzählte er, daß nach der Überzeugung seines Försters die Schuld für die Möglichkeit solcher Jagdfrevel an der nachlässig betriebenen Aufsicht läge, die drüben im Forst des Nachbarn v. Spork so schlecht sei, daß sie die Leute zum Wildern herausfordern müsse. Der Verdacht sei nicht abzuwehren, daß die Beamten, vielleicht sogar der erste Forstgehilfe Sporks, ihren Vorteil aus diesen Räubereien zögen. Als der Name des Unterförsters fiel, zuckte Maria zusammen. Sidonia, die es beobachtete, lächelte zuerst ihrer Schwester Charlotte und dann, wenn auch etwas zurückhaltender, ihrem Vater zu.

Gethin mußte verstehen, was damit gemeint sei, denn er blickte sogleich auf und rief scharf: „Maria, ich will nicht hoffen, daß dieser junge Fant es noch einmal versucht, mit dir zu sprechen. Wenn du ihm irgendwo begegnest, wirst du ihm den Gruß versagen. Verstanden!“

Maria wagte schüchtern zu entgegnen: „Verzeihen Sie, Herr Vater, es ist nur einmal geschehen, daß der

Unterförster mich angesprochen hat. Als er fremd hierher kam, fragte er mich um den nächsten Weg nach Bernrode.“

Ulrich Gethin drehte sein Weinglas mit den Fingern unruhig im Kreise, so lange Maria sprach und erwiderte schloß: „Einmal ist keinmal. Ein albernes Wort. Genug! Mehr zu sagen ist unnötig. Dem Laffen will ich bei nächster Gelegenheit den Standpunkt klar machen, wen er anzusprechen hat und wen nicht. Er mußte sehen, vor wem er stand, aber du hast eine unschickliche Art, mit Menschen umzugehen, die den Leuten die gebotene Scheu benimmt und den im Leben nötigen Abstand aufhebt. Sidonia oder Charlotte gegenüber wäre der Kerl nicht fähig gewesen, ins Plaudern zu geraten.“

Gethin schwieg, und eine peinliche Stille entstand. Maria hielt den Kopf auf die Arbeit gesenkt. Auf den Lippen der Schwestern lag ein vieldeutiges Lächeln. Die Mutter sah Maria von der Seite an und versuchte vergebens, einen Blick zu erhaschen. Gethin leerte sein Glas und stellte es der ihm zur Linken sitzenden Sidonia hin, die sich beeilte, frischen Wein einzugießen. Der Rest des Abends verlief unter gleichgültigen Gesprächen, die Frau Liane so zu leiten verstand, daß auch die jüngste Tochter nicht ganz unbeteiligt bleiben konnte. Wie so oft, geschah es auch diesmal in der Absicht, das bittere Gefühl des Zurückgesetztheits nicht bis zur wehen Schmerzlichkeit gesteigert in dem zartfühlenden Kind dauernd nachwirken zu lassen.

So hell schien in dieser Nacht der Mond in Marias Zimmer, daß sie noch vor dem Entkleiden die Kerze löschte. Sie schlug die Vorhänge³ an ihrer Schlafstätte zurück und blieb auf dem Bettrand sinnend sitzen. Zu jung und zu arglos, um das gehässige Verhalten

ihrer Schwestern in seinen wahren Ursachen zu erkennen, empfand sie nur in schmerzlicher Verwirrung das Grundlose einer nie ruhenden, offen oder versteckt wirkfamen Feindseligkeit, die sie um so weniger begriff, als sie, rasch vergessend, sich immer wieder vertrauend und anschniegfam hingab. Die Härte des Vaters berührte sie darum weniger schmerzlich, weil er auch den anderen gegenüber nicht selten schroff auftrat. In ihrem Wesen lag es ohnehin, sich selbst als schuldig zu betrachten, und so suchte sie auch jetzt, sich mit dem Geschehenen abzufinden. Aber alles blieb stumm in ihrem Innern, und Gedanken tauchten auf, die sie traurig machten; sie fühlte, daß es nicht das harmlose Spiel mit der Katze gewesen sein konnte, was man unschicklich fand. Maria erhob sich und begann langsam ihre Kleider abzulegen. Als sie vor dem Spiegel stand und das Häubchen für die Nacht unter dem Kinn festband, geschah es, daß sie zum ersten Male bewußt ihr Abbild im Glas mit den älteren Schwestern zu vergleichen suchte. Das Märchen vom Aschenbrödel und den bösen häßlichen Schwestern fiel ihr ein, und ihre Sinne wurden sehend. Und doch schlich sie bekümmert ins Bett. Als sie die Decke über sich breitete, hörte sie durchs offene Fenster das kleine Käzchen kläglich miauen. Der Hund bellte dazwischen. Das geängstete kleine Tier wagte sich gewiß nicht auf die Erde. Leise weinend, barg Maria den Kopf in den Kissen; lange fand sie keinen Schlaf. Gegen Morgen fuhr sie aus Träumen geängstet auf; noch halb im Wachen sah sie die Schwestern mit bösen Gesichtern vor sich und hörte Sidonia sagen: „Was hat die Affin für ein süßes Lärvochen.“

Von dieser Zeit an erhielten die alten Märchen, die Frau Liane ihrer Jüngsten zur Dämmerstunde immer wieder erzählt hatte, solange sie klein gewesen war, einen tieferen Sinn. Wenn Maria in der Küche saß und die ihr aufgetragene Arbeit tat, träumte sie mit wachen Sinnen von Aschenpuddels Leiden und ihrer Erlösung. So wenig dem Bösen geneigt war ihr Gemüt, daß sie sich nie über die Demütigungen freute, die Frau Holle den schlimmen Schwestern bereitete. Wenn sie sich traurig und wehmütig fühlte, sehnte sie sich in den gläsernen Sarg, in dem, von den treuen Zwergen beweint, Schneewittchen lag. Aber sie dachte nicht an Sterben und Tod, denn Schneewittchen und Dornröschen schliefen ja nur, um zu schönerem Leben und zum Glück zu erwachen.

Und einmal geschah es, daß sie im Traum den Prinzen sah, der gekommen war, um sie zu erlösen. Je länger sie ihn anschaute, desto schöner erschien er ihr; seine Augen waren blau wie der Himmel an sonnigen Tagen. Sie wollte sich erheben und ihm entgegengehen; da zerfloß die Gestalt vor ihr, und sie hörte des Vaters strenge Stimme ihren Namen rufen. Darüber war sie erwacht und mit beiden Füßen auf den Esrich gesprungen. Verwirrt erblickte sie den lichten Schein des Mondes im Zimmer; am Himmel zogen helle Wölkchen, und die Stille war so groß, daß sie ihr eigenes Herz klopfen und das Blut rauschen hörte.

Zuweilen geschah es am hellen Tage, daß Maria in der Einsamkeit des Gartens die Augen schloß, indes ihre zarten kleinen Hände lässig im Schoß ruhten. Sie hörte die fallenden Früchte mit dumpfem Laut an die Erde pochen und das leise Rauschen der ziehenden

Vogelscharen, die über märkische Kiefern und endlose Ebenen weit weg in südliche Länder flogen. In solchen Augenblicken wünschte Maria sich fort aus der Heimat; sie dachte mit keinem Gedanken mehr an die Mutter, obwohl sie die einzige war, von der sie doch nie ein rauhes Wort gehört.

An einem der stillen, sonnigheiteren Spätherbsttage rüstete sich Ulrich Gethin am frühen Morgen zur Jagd; lange bevor im Hause das Leben voll erwacht war, wanderte er, rüstig ausschreitend, nur von einem Hunde begleitet, dem Forst entgegen. Wenn Gethin nicht im Hause weilte, blieb Maria immer bei der Mutter, die dann nur selten das Zimmer verließ; an solchen Tagen durfte die verschüchterte blasse Frau es ihrer Jüngsten zeigen, daß sie ihr teuer war. Doch auch dann enthielt sie sich jeder auffallenden zärtlichen Regung, so daß Maria das Wesen der Mutter kaum verändert fand. Selten geschah es, daß Liane Gethin ihre Hand auf der Schulter oder dem vollen Haar des Mädchens ruhen ließ. Meist saß sie geschäftig im hochlehnigen Stuhl und betrachtete manchmal lange sinnend die immer lieblicher Erblühende, die vor einem Tischchen sitzend sticte oder nähte. In tiefer Stille verrann die Zeit; die Wanduhr im hohen Gehäus tickte mit stetigem Laut, und der silberne Klang des Schlagwerks mahnte an die flüchtig enteilenden Stunden. An diesem Morgen trug Maria ein schlichtes helles Kleid mit kaum fingerbreiten, blaßroten Streifen; auf dem Saum ihres Rockes lag behaglich schnurrend das weiße Käzchen, das heute nicht zu fürchten brauchte, gejagt zu werden. Die Sonne spielte auf bunten Seidenfäden, die neben einem Stickrahmen lagen. Öfter als

sonst ließ das Mädchen die Arbeit ruhen; unentschlossen wählte sie lange, ehe sie einen neuen Faden durchs Nadelöhr zog.

Die Mutter fragte: „Woran denkst du, Maria?“

Leises Rot färbte die Wangen des Mädchens tiefer: „An Tante Susette in Oderberg. Der Vater sagte einmal, daß ich sie besuchen dürfte.“

„Er hat es längst vergessen. Sidonia oder Charlotte sollten in diesen Wochen zu ihr reisen. Möchtest du gerne in Oderberg sein?“

„Ich fürchte mich vor den langen Abenden, Mutter. Sidonia und Charlotte wollen nicht fort. Sidonia sagt, Tante Susette sei eine alberne Lachtaube. Gern möchte ich lachen hören und fröhlich sein. Ich bin ja noch so jung.“

Frau Kiane wußte, daß Maria daheim bleiben mußte; der Vater fürchtete, daß irgend ein Fant sich in die hübsche Karve vergassen könnte. Das waren seine Worte gewesen, als sie über die Reise mit ihm gesprochen; so lange keine der älteren Schwestern einen Mann gefunden, dürfe Maria nicht aus dem Hause. Dem Kind konnte sie das nicht sagen, darum schwieg die Mutter. Und Maria fühlte, daß sie nicht mehr darüber reden dürfe.

Es war um die Mittagszeit, als rasche Hufschläge eines Pferdes erklangen. Frau Gethin blickte aus dem Fenster. Ein junger, ihr unbekannter Mann schwang sich aus dem Sattel; ein Knecht führte das Tier über den Hof nach dem Stall. Eine Minute später klrirten Sporen auf der Treppe, Stimmen wurden laut. Eine Dienerin meldete: ein Herr Klaus Kresa vom Nachbar-gute Merlau wünsche dem Herrn des Hauses seine Ehrerbietung zu bezeigen. Die Flügeltüre öffnete und



schloß sich. Klaus Kresa, im blauen Reitrock, neigte sich vor der Frau des Hauses, die ihm die Hand zum Fuß reichte. Dann nannte sie ihm den Namen ihrer Tochter. Merlau lag nur eine Stunde vom Gethinschen Gut entfernt, trotzdem wußte man im Hause nur, daß der vor kurzem verstorbene Besitzer Merlaus einen Neffen als Erben bestimmt habe. Zum ersten Male hörte Frau Liane den Namen des jungen Mannes von seinen eigenen Lippen. Er erzählte, daß er bis vor wenigen Wochen Offizier gewesen sei, und nun Erlaubnis erhalten habe, sein Gut zu bewirtschaften. Herrn Gethins Wirtschaft wäre ihm als mustergültig gepriesen worden, und er wage zu hoffen, daß er ihn nicht vergeblich bitten werde, ihm als erfahrener Landwirt in seinen ersten Nöthen beizustehen. So heiter, zuversichtlich und offen wirkte das Wesen des jungen Mannes, daß Frau Gethin zu sagen wagte, sie zweifle nicht am freundlichen Willen ihres Gatten, der leider schon früh am Tage zur Jagd gegangen wäre. Im Gespräch ergab es sich, daß Klaus Kresa Tante Susette und ihren Mann kannte; nun fand auch Maria, die vor Jahren in Oderberg gewesen war, Anlaß zu plaudern, und so verlief der erste Besuch des neuen Nachbars in angenehmster Weise. Maria saß so, daß sie den Gast, wenn er sich der Mutter zuwandte, unauffällig im hohen Pfeilerspiegel beobachten konnte; die fingerlange dünne Narbe auf seiner Stirn schien ihr ein Ehrenzeichen seiner Tapferkeit. Wenn er lächelte, sah sie zwei Reihen blendendweißer Zähne, und sein Mund war rot und schmal. Einmal geschah es, daß ihre Augen im Spiegel den seinen begegneten, als er eben das Wort an sie richten wollte. Nur eine Sekunde lang wahrte es, daß ihre Blicke in dieser sonderbaren Weise aufeinander ruhten. Maria

erschraf so tief über diese Heimlichkeit, daß sie die richtigen Worte auf die seinen nicht zu finden vermochte; noch verwirrter und beklommener ward ihr zumute, als sie fühlte, wie das Blut ihr in die Wangen stieg und ihr das Gesicht bis in die Stirn mit heißer Röte überflammte. In diesem Augenblick öffnete sich die Türe, und die beiden Schwestern traten herein. Sidonia spielte, zögernd stehen bleibend, die Überraschte. In der nächsten Minute saßen auch die älteren Töchter am Tisch, und von da an schleppte sich das Gespräch mühsam weiter, trotzdem Klaus Kresa alle Gewandtheit und Artigkeit aufbot, den Mädchen die Unterhaltung leicht zu machen.

Zur schicklichen Zeit empfahl er sich mit der Bitte an die Mutter, Herrn Ulrich Gethin sein Bedauern zu vermelden, ihn zu Hause nicht angetroffen zu haben. Kaum hatte er Maria zuletzt die Hand geküßt, da eilte sie hastig über die Treppe; in ihrer Kammer, die sie, ohne zu wissen warum, von innen verriegelte, lief sie zum offenen Fenster und schaute hinter dem Vorhang verborgen hinunter. Gleich darauf trat Klaus Kresa aus dem Haus; in der vollen Sonne stehend, sah er sich nach dem Diener um. Maria wollte rufen, Jochen solle das Pferd herausführen, aber sie fühlte, daß sie damit verriet, wo sie stand. Man mußte ihn indes vom Stall aus gesehen haben, denn Jochen lief mit dem Tier am Zügel über den Hof; in der nächsten Sekunde saß Kresa im Sattel und trabte dem Tor entgegen. Nochmal erschien er flüchtig hinter der Mauer, die Knöpfe seines Rockes gleißten im Licht, er hob den Kopf und schaute zufällig nach dem Fenster, hinter dem Maria stand. Das Mädchen erschauerte; wie um sich völlig zu verbergen, sank sie langsam in die Knie, setzte sich auf den



Fenstertritt, lehnte den Kopf an die Wand und schloß die Augenlider.

Was in ihr vorging, dafür fand sie keine Worte. Sie dachte aber auch über nichts nach und fühlte nur, daß sie von nun an am liebsten allein bleiben möchte. Und doch empfand sie zugleich triebhaft das Verlangen, aufzustehen, das Haus zu verlassen und endlos ins Weite zu wandern, weiter als die Vögel im Herbst in eine ferne Welt flogen. Schwer lastete dies unverständliche Sehnen auf der Seele des jungen Mädchens, und Maria weinte, ohne zu begreifen warum.

Wenn auch einzelne Nächte schon kühler wurden und der Wind welches Laub vor sich her jagte, in der Sonne leuchteten die im Morgentau gleißenden gelben Blätter wie Gold, und das purpurne Rot des wilden Weines glich verstreuten glühenden Rubinen. Die wolkenlosen Tage schienen nicht enden zu wollen, und nichts lag ferner als Gedanken an trüben, grauen Himmel, Winterstille und Schnee. So oft der Vater zur Jagd gegangen war, lief Maria durch den hinteren Gartenausgang zwischen Stoppelfeldern auf schmalen Wegen in den Wald. Die Sehnsucht, allein zu sein, trieb sie aus dem Hause; die Ruhe, die sie in sich nicht mehr fand, suchte sie draußen unter den Wipfeln der im Wind leise rauschenden Kiefern.

Auch heute wanderte sie zwischen den rötlich schimmernden Stämmen dahin, die am Ende der breiten Fahrstraße immer enger zusammen zu streben schienen. Selten geschah es, daß ihr auf diesem Wege ein Mensch begegnete, darum sah sie überrascht auf, als sich in der Ferne eine Gestalt zeigte, die noch zu klein war, um erkannt zu werden. Sie wollte umkehren, ohne recht zu wissen

warum. Weiterschreitend sann sie noch über diese Anwandlung nach und blieb stehen. Ein Schuß war gefallen; dem schwachen Klang nach mußte es weit weg im tiefen Forst gewesen sein, denn der Teil, in dem sie ging, gehörte zum Besitz des Herrn v. Spork. Sie wandte den Kopf und lauschte dem peitschenschlagähnlichen Echo nach, das dem Schuß folgte. Den Weg wieder aufnehmend, stockte ihr Fuß von neuem, ein Zittern überlief ihren Körper; in dem rasch auf sie zuschreitenden Mann erkannte sie Klaus Kresa, der von weitem den Hut abnahm und ihr entgegenging. Seit er dem Vater seinen Besuch gemacht und mit ihm gesprochen hatte, war es zum zweiten Male, daß sie Kresa gegenüberstand. Er plauderte im Gehen über den Empfang bei ihrem Vater, der ihn wider Erwarten gut aufgenommen, und verhehlte nicht, daß er inzwischen gehört habe, Ulrich Gethin sei ein verschlossener, schwer zugänglicher Mann, aber er hoffe, ihn für sich zu gewinnen.

Bleich vor Erregung ging Maria neben Klaus Kresa her, sie fühlte den Boden kaum mehr unter den Füßen, die helle Stimme des jungen Mannes klang ihr neu und fremd; ihn anzusehen, wagte sie nicht. Jetzt, da er so nahe neben ihr her schritt, fiel es ihr erst auf, daß er kaum eine Hand breit größer war als sie. Das dünkte sie seltsam, denn in ihrer Erinnerung lebte seine Erscheinung als überragend. Seine Hände waren auffallend schmal und feingliedrig; immer noch glaubte sie ihren kräftigen Druck und die Wärme seiner Lippen auf ihrer Rechten zu fühlen. Und je lebhafter Kresa sprach, der ihre Unsicherheit wohl empfand und sie zu bannen suchte, um so beklommener wurde Maria. Obwohl es nicht anzunehmen war, daß der Vater

um diese Stunde diesen Weg nehmen würde, quälte sie doch ein dumpfes Angstgefühl, ihm hier zu begegnen. Einem Zwang folgend, bog sie immer mehr nach rechts von der Straße ab und betrat einen schmalen Pfad, der kurze Zeit zwischen den Bäumen entlangführte; Kresa ließ sie vorangehen und plauderte lebhaft weiter. Allmählich verlor sich ihre Befangenheit, und sie fand einen natürlichen Ton; manchmal blieb sie stehen und antwortete mit kindlicher Offenheit auf seine vielen Fragen. So erfuhr er, daß sie, nur von ihrer Mutter geliebt, sich nicht glücklich fühlte; das sagte sie ihm, als er wissen wollte, weshalb er sie allein im Wald getroffen. Und sie erzählte ihm auch, daß es zum ersten Male in diesen Herbsttagen ihr sehnlicher Wunsch gewesen wäre, mit den Vögeln ziehen zu können, weit fort in fremde Länder zu anderen Menschen. Nur der Gedanke, die gute, stille Mutter allein zu lassen, sei ihr so lieblos erschienen, daß sie sich schämte, solchem Verlangen sich hinzugeben. Nach diesem Bekenntnis bat sie ihn, er möge nicht schlecht von ihr denken, denn nicht ihre Schuld sei es, daß ihre Schwestern so herzlos zu ihr wären; die Mutter suche sie immer damit zu trösten, daß es nur im Unterschied der Jahre läge, weshalb die beiden Geschwister so wenig geneigt seien, sie zu verstehen.

Was Klaus Kresa da vernahm, überraschte ihn nicht, denn darüber war ihm in der Nachbarschaft manches gesagt worden; er wußte auch, daß Ulrich Gethin seine Frau allein ihres großen Vermögens wegen genommen habe und ihr bitter gram sei, weil sie ihm keinen Erben geboren. Seit Klaus das schöne Mädchen zum ersten Male neben der kränkenden Mutter gesehen, empfand er, daß er nie eine andere als Maria lieben könne.

Daß sie ihm gewogen sein könne, wagte er nicht zu hoffen, aber er wünschte sehnlichst die Stunde herbei, sie von ihren häßlichen Schwestern wegzuführen zu dürfen.

Eine Weile gingen sie schweigend weiter; der Ausblick durch die Stämme wurde freier, und bald traten sie auf eine lichte, hügelige Waldstelle, die von Buschwerk umsäumt in der Sonne lag. Ein glückliches Lächeln auf den Lippen, zeigte Klaus nach einer Stelle, auf der zartpurpurnblühender Dost stand.

„Jungfer Maria Gethin,“ fragte er, „kennt Ihr dies schöne Blümchen? Dost heißt man's, mir aber gefällt doch sein anderer Name besser, man nennt es auch Wohlgemut. Die Leute sagen, wer es bei sich trage, solle immer guten Mut haben und dürfe sich nie vor Anfechtungen des Bösen und der Gehässigkeit mißgesinnter Menschen oder schlimmer Geister fürchten. Manchen Soldaten kannte ich, der es im Rock eingenäht am Leib getragen hat, und meine selige Mutter legte es zwischen ihre Wäsche. Wie oft sagte sie zu mir, wer Dostblumen bei sich hat, müsse allzeit fröhlichen Gemütes bleiben.“

Zweifelnd sah Maria die Blüten an, und treuherzig sagte sie: „Gehört habe ich nie davon, aber ich möchte glauben, daß es so wäre.“

Klaus Kresa pflückte von den Blumen, was ihm zunächst zur Hand stand, und reichte das Sträußchen dem Mädchen. „Jungfer Gethin, nehmt dies von mir im Glauben, daß es wahr ist, wie die Leute darüber reden und als Zeichen dafür, daß ich von Herzen wünsche, Euch immer fröhlich und glücklich zu wissen.“ Er wollte noch mehr sagen, aber er schwieg, da er sah, wie Marias Hand zitterte, als sie wortlos nach den Blumen griff.

Nun führte ein schmaler Pfad über den Hügel abwärts; auf dem dicht von Nadeln übersäten Boden

finden die Füße nur unsicheren Halt. Maria glitt aus, strauchelte und fühlte sich im nächsten Augenblick von zwei starken Armen umfassen und aufrecht gehalten. Darüber erschrak sie so, daß sie ihre Hände nicht sinken ließ, die Kresas Schultern umfaßt hielten. Sie empfand einen leisen Druck und blickte ängstlich in die Augen des jungen Mannes. Ein Beben durchschauerte ihren Körper, sie glaubte in endlose Tiefen zu sinken, so wie es manchmal in Träumen gewesen war, aus denen sie mitten im unaufhörlichen Gleiten angstvoll erwachte. Sie schloß die Augen; das Blut pochte in ihren Schläfen. Eine leise Stimme flüsterte nahe an ihrem Ohr: „Maria. — Maria!“

Sie hob den Kopf von Kresas Brust; ihre Lippen suchten und fanden sich.

Hoher Schnee lag über die Felder gebreitet, und die Bäume neigten sich unter der schweren weißen Last. Fröstelnd kauerte Frau Liane Gethin im Lehnstuhl; blutlos waren ihre Lippen, und ihre mageren Hände ruhten müde auf der um ihre Knie gebreiteten bunten Decke. Vor einem Klöppelstöß saß Maria an dem kleinen Tischchen; kein anderer Laut war zu hören als das gleichmäßige leise Klappern der hölzernen Bolzen. Im Zimmer nebenan ging Ulrich Gethin noch immer erregt auf und ab. Vor einer halben Stunde war Klaus Kresa hoffnungslos weggeritten; seine Werbung um den Liebling der Mutter hatte kein geneigtes Ohr bei dem Vater gefunden. Gethin wünschte nicht, daß die jüngste Tochter das Haus verlasse, ehe die älteren Geschwister verheiratet seien. In der Welt ginge alles so schon verkehrt genug, und er habe keine Lust, Brauch und Herkommen mit seinem Willen gar auf den Kopf

stellen zu lassen. Frau Lianes Bitten war nicht mehr gelungen, als eine entschiedene Ablehnung zu verhindern.

Empört über die verstockte Heimlichkeit Marias zeigten die Schwestern ihren Verdruß offen genug mit hämischen Blicken und Worten.

In dieser Nacht erwachte Maria aus schweren Träumen. Erschreckt und verwirrt setzte sie sich mit klopfendem Herzen und nassen Wangen in der kalten, mond hellen Kammer auf, griff nach einem Säckchen auf der Brust und sah hilflos um sich. Seit jenem Tag, da Klaus auf dem sonnigen Hügel die Blümchen für sie gepflückt, trug sie die erste Gabe seiner Liebe gläubig auf ihrem Leibe. Im Traume hatte sie weinend das verlorene Sträußchen gesucht, war über wankenden Boden zaghaft geschritten, um es wieder zu finden. Im Dunkel vor ihr schwebte leuchtend der blasse Purpur der kleinen Blümchen, und so oft sie verzweifelnd danach haschte, wich die Erde unter ihren bloßen Füßen, und sie versank tiefer ins Moor. Unter die warme Decke schlüpfend, umfaßte Maria das seidene Päckchen mit der Rechten, preßte es an die Lippen und gegen das ruhig schlagende Herz und entschlummerte mit glücklichem Lächeln.

Der letzte Schnee war geschmolzen, als Ulrich Gethin im Walde abermals Spuren von Wilddieben fand, und im ersten Zorn schwur er vor seinem Waldhüter, nun müsse dem Bubenwerk ein Ende gemacht werden. Er schickte einen Diener zu dem Nachbarn und ließ ihm schriftlich wissen, er, Ulrich Gethin, werde auch auf fremdem Grund und Boden Recht und Ordnung zu wahren suchen, wenn Spork und seine Forstleute dazu nicht willens wären oder es nicht fertig brächten. Von

heute an solle er damit rechnen, daß es zwischen beiden Forsten Grenzen nicht mehr gäbe; Antwort begehre er keine, denn der Klagen seien genug gewesen.

Gethins üble Laune war in diesem Winter grimmiger als je zuvor geworden. Er sah seine Frau schweigend dahinsiechen, und auch Marias Augen blickten matt und vergrämt; wenn das Mädchen auch nie den Mut zu Bitten oder Klagen fand, so wußte er doch, daß sie, allein mit ihrer Mutter, stundenlang weinte. Manchmal gab es Augenblicke, wo er daran dachte, sein Wort aufzuheben; solche Gemütsanwandlungen währten indes nie lange. Da er sich zu Hause unbehaglich fühlte, trug er seinen Verdruß in den Forst.

Klaus Kresa hoffte in den ersten freundlichen Märzwochen, Maria wieder zu begegnen, die er seit dem Winter nicht mehr gesehen. Zweimal am Tage ritt er durch den Wald und suchte vergeblich auf allen Wegen nach ihr. Es dämmerte, als er wieder einmal hoffnungslos heimritt und im stillen überlegte, den harten Sinn des alten Herrn durch eine schriftliche Wiederholung seiner Bitte um die Tochter umzustimmen. Da vernahm er lauten Wortwechsel, der aus einem Gebüsch in nächster Nähe zu ihm drang. Wiederholt hörte er laut rufen: „Feige Buben! Elende feige Buben.“

Kresa sprang vom Pferd, drang mit gezogenem Degen durch das Unterholz und sah Ulrich Gethin, der, am Stamm einer Kiefer stehend, sich mit den Fäusten gegen zwei Männer verzweifelt zu wehren suchte*). Der junge Unterförster des Grenznachbars mußte Gethin

*) Siehe das Titelbild.

die Flinte entrißen haben, und Herr v. Spork drang wütend auf den Wehrlosen ein. Kresa schlug den Degen Sporks zur Seite, daß die Waffe, sich überstürzend, senkrecht im Waldboden stecken blieb. Der Förster rannte davon, und Spork stand, rot vor Zorn, entwaffnet vor Kresa, der ihm den eigenen Degen mit einem Fußtritt zerbrach und vor die Füße warf. Ehe Spork zur Besinnung kommen konnte, hob Kresa Gethins Gewehr auf, reichte es ihm und sagte kalt: „Kommt! Hier ist für mich nichts mehr zu tun. Mein Degen ist mir zu gut, um ihn gegen einen Menschen zu brauchen, der sich selbst entehrt hat.“ Mit einer raschen Handbewegung hob er den Degengriff Sporks auf und nahm ihn an sich.

Jetzt erst bemerkte Kresa Blut an den Händen Gethins; die Rechte war in der Handfläche durch den Stahl Sporks zerschnitten.

Maria saß im Zimmer ihrer Mutter am Fenster und sah ihren Vater zu Pferd ankommen. Kresa führte das Tier am Zügel. Noch mehr erstaunte sie, als Gethin ruhig dabei stand, als Klaus sie umarmte und gleich darauf vor ihrer Mutter kniend um ihren Segen bat.

Nachdem Ulrich Gethin seinen Segen zu dieser Verbindung gegeben, schien es ihm nicht schnell genug gehen zu können, die Tochter aus dem Hause zu bringen. Er hoffte dem Trübsinn der hoffnungslos dahinsiechenden Mutter eine seiner Ursachen zu nehmen, wenn er ihr zeigte, daß er dem Glück der jungen Leute nicht im Wege stand. Bei dem Reichtum Kresas spielte Geld keine Rolle, und das trug nicht wenig dazu bei, die Willigkeit des knauserigen Mannes zu steigern.

Nun war fast ein Jahr verflossen, seit Maria den Namen Kresa führte. Nach ihrer Hochzeit war sie mit den Schwestern nur noch zweimal zusammengetroffen; im Spätherbst beim Begräbnis der Mutter, die still aus der Welt geschieden war, hatte sie die Geschwister wieder gesehen und dann zur Tauffeier, als Ulrich Gethin mit ihnen erschien, um seinen ersten Enkel in die Kirche zu begleiten. Nun stand Weihnachten nahe vor der Tür, festliche Tage, an denen man erwarten durfte, den Besuch des Vaters mit Sidonia und Charlotte im Hause Kresa zu empfangen. Seit der Heirat Marias und dem Tode der Mutter war die Entfremdung eher noch fühlbarer geworden; die Schwestern benahmen sich auch gegen Kresa mit steifer, verletzender Förmlichkeit, und man sah es voraus, daß dies Verhältnis mit den Jahren noch kühler werden müsse. In dem reinen Glück, das Maria erlebte, fiel es ihr leicht, zu vergessen, und seit dem Ableben der Mutter hatte sie nie mehr nach dem elterlichen Hause verlangt. Der sehnlichste Wunsch Frau Lianes war in Erfüllung gegangen; sie durfte noch erleben, ihr Kind glücklich zu wissen.

An den langen Winterabenden, wenn die Flammen der Kerzen den Raum teilweise mit rötlichem Licht erfüllten und in den Winkeln schummeriges Dämmern lag, saß Kresa am gleichen Tisch mit Maria und bemühte sich, aus landwirtschaftlichen Büchern sein Wissen zur Bewirtschaftung des Gutes zu vermehren. An allem nahm sie teil und suchte nach der Vernachlässigung, die ihr daheim widerfahren war, wo niemand außer der Mutter Zeit für sie gehabt, den Plänen und Gedanken ihres Mannes zu folgen. Seit einigen Tagen schien es ihr, als säße Klaus weniger eifrig, ja nicht selten zer-

streut über seinen Schriften und Papieren. Fragte sie, weshalb er nicht wie sonst mit ihr darüber sprach, dann antwortete er ausweichend oder suchte ihr zu erklären, daß es Dinge wären, die sie langweilen müßten. Auch zu anderen Zeiten des Tages fiel ihr sein verändertes Wesen auf; plötzlich aufflackernde heftige Zärtlichkeit erschreckte sie nicht weniger als ein so tiefes Versunkensein in sich selbst, daß er oft kaum hörte, wenn sie ihn anredete.

Heute war es geschehen, daß sie ihn in seinem Zimmer eingeschlossen fand, als sie ihn zum Abendessen rufen wollte. Als er ihr auf dreimaliges Klopfen öffnete, erschrak Maria heftig über den Ernst und die Blässe seines Gesichtes; die sonst so auffällige weiße Narbe an der Stirn war kaum mehr zu sehen, so blutlos war sein Antlitz. Darüber war sie so betroffen, daß sie den Mut nicht fand, zu fragen, was ihm widerfahren sei. Schweigend saß er am Tisch und nahm achtlos hin, was sie ihm vorlegte. Sie sann über den Anfang dieser Veränderung nach, und es fiel ihr ein, daß ein Diener Sports vor drei Tagen mit einem Brief gekommen war; in ihrer Gegenwart hatte er ihn entgegengenommen und uneröffnet in die Tasche gesteckt. Maria stand noch zu stark unter dem von Kindheit an gewöhnten scheuen Verhältnis zu ihrem Vater, der alle ernstesten Dinge streng verschlossen mit sich allein abzumachen pflegte; sie fand den Mut nicht, eine offene Frage an Klaus zu richten, der heute früher als sonst zur Ruhe ging. Zum ersten Male in ihrer jungen Ehe lag Maria in dieser Nacht lautlos weinend in den Kissen.

Undurchsichtige Nebel verhüllten die nächstliegenden Dinge am anderen Morgen. Auf die in Kummer und

Seelennot verbrachte Nacht folgte ein trüber Tag voll Jammer. In der Frühe erfuhr Maria von einem der Knechte, daß Kresa zu ungewohnter Stunde fortgeritten sei. Niemand im Hause konnte sagen wohin. Einem dunkeln Trieb folgend, suchte sie Kresas Zimmer auf und fand es verschlossen. Mit wankenden Knien tastete sie sich an der Wand vorwärts, dann am Geländer die Treppe hinab und sank im Schlafzimmer vor dem Bettchen ihres schlafenden Kindes auf den Boden. Dort kauerte sie noch auf den Dielen, als man sie nach Stunden suchte, um ihr zu sagen, ein Herr, der seinen Namen nicht nenne, aber als Freund Kresas in seinem Auftrag mit ihr zu sprechen wünsche, erwarte sie im Wohngemach. Ein zusammengefaltetes Blatt, das der Fremde ihr übergeben ließ, öffnend, fand sie darin einen Ring ihres Gatten. Fröstelnd legte sie ein Tuch um die Schultern und betrat das nebenan liegende Zimmer, in dem sie den Unbekannten fand, der sich ehrfurchtvoll verneigte.

Und nun brach das Unglück herein über die junge Frau, die, fast noch ein Kind, bestimmt war, so schweres Herzeleid zu tragen. Draußen auf dem kleinen Hügel, wo Klaus die ersten Blumen für Maria gepflückt, lag in dieser Stunde der Sohn des Nachbarn v. Spork kalt und tot, und sein rotes Blut sickerte durch den Schnee in die Erde. Er war aus dem fernen Süden heimgekehrt, um die Schande seines Vaters mit seinem Leben zu büßen. Der Brief, den er Klaus vor drei Tagen geschickt, enthielt die Herausforderung zum Zweikampf. Der Bote, ein Herr v. Rembold, war als Zeuge mit seinem Freunde Krienitz aus dem Städtchen Oberberg herübergekommen. Beiden hatte Kresa noch vor der Ankunft Sporks versichert, er wolle dem jungen

Menschen nur den Gebrauch des rechten Armes unmöglich machen, und es war nach seinen Worten gegangen. Wider alles Erwarten sei Spork, den Degen mit der Linken fassend, auf Kresa losgesprungen wie einer, der keiner Besinnung mehr fähig; er strauchelte und stürzte in die nur zur Abwehr vorgehaltene Klinge. Um der Verhaftung und einer durch Spork veranlaßten Vergewaltigung zu entgehen, sei Klaus sofort mit Arienis nach Oderberg geritten. Herr v. Rembold übergab Maria den Schlüssel zu Kresas Arbeitszimmer, in dem der Gatte für den Fall eines schlimmen Endes seinen letzten Willen aufbewahrt habe; dort würde sie auch die Herausforderung Sporks finden. Sie möge sich zu trösten suchen, bis Kresa ihr Nachricht geben könne; er hoffe zuversichtlich auf einen gerechten Spruch des Ehrengerichts und fühle sich keiner Bluttat schuldig. Herr v. Rembold, der vorbereitet schien, Maria fassungslos und verzweifelt zu finden, war erstaunt über die Ruhe der jungen Frau, die ihn zuletzt nur fragte, ob Klaus verwundet sei. Als er verneinte, dankte sie ihm für seinen Dienst und bot ihm zum Abschied die Hand. Eine Stunde später rollte eine gedeckte Kutsche aus dem Hofe; Maria hatte sich entschlossen, ihrem Manne mit dem kaum vier Wochen alten Kinde nach Oderberg zu folgen.

Als sie ihn dort nicht mehr traf, schickte sie den Kutscher mit dem Wagen heim und reiste im Postgefährt ohne Aufenthalt weiter. War es das abenteuerliche Wagnis der Fahrt oder die innere Gewißheit, den über alles geliebten Mann wiederzufinden, Maria fühlte sich in der ersten halben Woche der Tag und Nacht ununterbrochenen Reise weder unglücklich noch hoffnungslos. Und gegen Ende des vierten Abends,

als der Wagen in einer kleinen Stadt hielt und die Pferde gewechselt wurden, konnte der Posthalter auf ihre Frage versichern, daß zwölf Stunden vorher ein junger Mann von soldatischer Haltung mit einer weißen Narbe auf der Stirne hier durchgefahren sei. Den Namen ihres Gatten nannte sie vorsichtigerweise bei ihren Nachforschungen nicht. Von da ab froh sie nicht mehr und schaute dem Treiben der dicken Schneeflocken zu, die sich als breites Polster vor dem Fenster der Kutsche häuften und so dicht fielen, daß draußen weder Baum noch Strauch zu erkennen war. Kein Rollen der Räder, kein Hufschlag der Kasse war zu hören, nur das Geklingel der Schellen tönte unaufhörlich im gleichen Takt. Ihr Söhnchen, das, in den Kissen steckend, meist schlief, ruhte in Bändern, die, um ihren Nacken gekreuzt, die kleine Last am Fallen hinderten, wenn sie selbst schlummerte.

Klaus Kresa, der unter dem Namen Fritz Maltiz mit einem Paß reiste, den man ihm einst zu militärischen Zwecken ausgestellt hatte, war zum ersten Male auf seiner Flucht in Saalfeld über Nacht geblieben; von hier wollte er durch den Thüringer Wald nach Franken reisen, um am Hofe der Markgräfin seinem Regimentskommandeur sein Unglück zu berichten. Ein Zufall hielt ihn hier fest; im Gasthaus traf er einen seiner früheren Kameraden, der nach dem Norden unterwegs war. Am Abend heimkehrend, fand er Maria in seinem Zimmer; aufschluchzend umklammerte sie die Schultern des im ersten Augenblick fassungslos Überraschten. Immer wieder flüsterte sie: „Ich kann nicht ohne dich leben; ich hab' ja nur dich auf der Welt.“

Du darfst mich und dein Kind nicht allein lassen.“ Er schloß ihr den zitternden Mund mit Küssen.

Allein mit Maria und seinem Söhnchen saß Kresa in einem Reiseschlitten, den er in einem Dorf bei Saalfeld bis Koburg gemietet hatte, weil die Postkutschen zu dieser Zeit zwischen den zwei hohen Festen überfüllt waren. Im tiefen Schnee hoffte man auf näheren Wegen, die durch den tiefsten Forst führten, rascher vorwärts zu kommen. In der stillen Nacht klingelten die Schellen der Pferde, lautlos glitt das Gefährt im tiefen Dunkel zwischen hohen Bäumen dahin. Es war die zweite Nacht, und Maria schlief, an die Schulter Kresas gelehnt; auch Klaus schlummerte. Da geschah etwas, worüber Maria später nie glaubhafte Schilderungen zu geben vermochte. Durch einen Stoß wachgerüttelt, fuhr sie auf; im Halbschlaf fühlte sie sich aus dem Schlitten gezerrt, geknebelt und in den Schnee geworfen. Unmittelbar darauf knallte ein Schuß aus einer Pistole. Grell flammte ein Feuerstrahl in der Finsternis auf, in der keine Gestalt zu erkennen war. Sonst fiel kein Laut; nur die Schellen der Pferde klingelten. Mehr sah und hörte Maria nicht mehr; die Sinne schwanden ihr fast im gleichen Augenblick, als der Schuß gefallen war. Halbdämmer umgab sie, als sie wieder zu sich kam; sie richtete sich schwer auf und schrie laut den Namen ihres Mannes. Nichts regte sich. Dann tastete sie verzweifelnd im Schnee nach ihrem Kind. Was sie ergriff, war nicht das gewohnte Kissen; in einen groben Lappen fand sie das Kleine gehüllt. Als sie sich ganz erhob, glitt der Rock an ihr herab. Erschauernd zog sie ihn hoch; das konnte ihr Kleid nicht sein. Zugleich fiel ein derbwollenes Tuch von ihren Schultern; sie legte das Kind nieder,

nahm das Tuch auf, schüttelte den Schnee davon ab und umhüllte sich damit. Dann preßte sie den Säugling fest an sich, suchte ihn mit dem Tuch zu schützen, und sinnlos vor Angst lief sie weiter.

Erwachend fand sich Maria auf feuchtem Stroh; lange Ketten beschwerten ihre Arme und Füße. Müde, bis zum Tod ermattet, blieb sie liegen und starrte stumpfsinnig aufwärts nach einer schmalen vergitterten Mauer-
spalte, durch die feines Schneegerinsel hereinsiel. Wie lange sie in dem dumpfigen Loch lag, wußte sie nicht mehr. Ihre Stirn glühte, die Augen brannten, kalte Schauer schüttelten ihren notdürftig mit Kleidern bedeckten Leib. Die Fiebernde wandte den Kopf nach der Mauer und preßte die heiße Wange gegen die feuchtkalten Steine.

Vor vier Tagen war sie von einem reitenden Boten unterwegs gefunden worden; der hatte die halb Besinnungslose samt ihrem Kinde, das damals schon nicht mehr lebte, vor sich aufs Pferd genommen und in die Stadt gebracht. Vor den Amtshauptmann geführt, konnte kein Mensch aus den verworrenen Reden Marias klug werden. Sie klagte sich wiederholt an, schuld zu sein am Tod ihres Kindes; vielleicht auch daran, daß ihr Mann erschossen worden wäre. Als man sich in Saalfeld nach dem Namen Klaus Kresa erkundigte, stellte sich heraus, daß jener von ihr beschriebene Mann, der eine auffallende weiße Narbe an der Stirne getragen, dort gewesen, jedoch einem wohlvisierten Paß auf den Namen Fritz Maltiz aus Breslau lautend geführt habe. Sie selbst besaß keine Papiere und nannte sich beharrlich als Ehefrau des Fremden Maria Kresa. Der Amtshauptmann glaubte ihr nicht, daß sie die Frau



dieses, als Offizier bezeichneten, aber bürgerlich gekleidet gewesenen Mannes sei. Niemand hatte sie mit ihm wegfahren sehen, ja man behauptete in Saalfeld, Fritz Maltiz sei mit einem Offizier in nördlicher Richtung abgereist. Zuletzt bildete sich die Meinung, sie sei dem Fritz Maltiz genannten Manne, dem sie nachgereist sei, beschwerlich gefallen, man habe sie in seinem Zimmer weinen gehört und bitten, er möge sie und das Kind nicht verlassen. Den Überfall im Wald und die verworrene Schilderung, die sie über die Vorgänge machte, sah man als lügenhafte Erfindung an. Und zuletzt hielt sich der Amtshauptmann samt allen Schöppen überzeugt, dies widerspruchsvolle Ge- rede habe sie nur erdacht, um den von ihr überlegt geplanten Mord des Kindes zu verschleiern und schuldlos daran zu erscheinen. Was sie auf die ihr gestellten Fragen auch aussagen mochte, wurde als Beweis dafür genommen, daß sie den Tod des Kindes gewollt und herbeigeführt habe. Daß sie ihren Mädchennamen und den Ort ihrer Herkunft beharrlich verschwieg, galt als ein Grund mehr, ihr nichts zu glauben. So wurde das Urtheil gefällt. Maria Kresa, unbekannter Herkunft, schuldig des vorbedachten Mordes an ihrem Kinde, sollte mit dem Schwert gerichtet werden. Die Vollziehung des Strafgerichtes könne um der Heiligkeit der hohen Festtage willen erst nach Neujahr erfolgen.

Der Gerichtsbüttel, der Wasser und Brot brachte, fand Maria in dem feuchten unterirdischen Loch mit verglasten Augen und ohne Besinnung. Hilflos stand der alte Mann vor dem elenden Lager; da er auf seinen Anruf keine Antwort bekam, kniete er nieder, stellte die Laterne zu Häupten der Fiebernden auf einen Stein und ergriff ihre Hand; sie war brennend

heiß, und die zarten Finger fühlten sich so schlaff und weich an, als seien die Knochen daraus verschwunden. Das bleiche Gesicht der Armen erhielt vom rötlichen Schimmer der Lampe einen trügerischen Schein des Lebens. Mitleid für das in seinem Elend noch schöner erscheinende Wesen griff dem Alten, der in einem langen Leben so viel Jammer gesehen, ans Herz; er raffte sich empor und suchte den Amtshauptmann auf, um ihm zu sagen, es stünde schlimm um die Gefangene. Der Gestrenge gab ihm Erlaubnis, den Freimann zu ihr zu führen; der verstand als *Medicinae Practicus* genugsam von ärztlichen Dingen, um der Maleficanin beizustehen, so es vonnöten sei, sie bis zu ihrer letzten Stunde bei Kräften zu halten. Er möge mit ihr nach seinem Ermessen verfahren.

Martin Ramenz, der Nachfolger seines vor kurzem verstorbenen Vaters im Nachrichtenamt, ein junger, schöner Mann mit nachdenklich ernstern Gesichtszügen, die ein leiser Schatten von Schwermut trübte, saß über einem Buche, als der Büttel bei ihm erschien und seinen Auftrag ausrichtete. Nachdem er ihn angehört, steckte er ein paar gefüllte Fläschchen zu sich und folgte dem Alten, der ihm unterwegs erzählte, was er über die zum Tod Verurtheilte wußte. Aufmerksam hörte der Nachrichten zu; er sagte kein Wort darüber, was er im stillen dachte.

In dem dumpfen Loch, das nun im Dunkel völliger Nacht lag, fand er Maria mit fliegenden Pulsen fast ohne Atem. Martin Ramenz zog die Brauen finster zusammen und fragte den Büttel: „Hat der Gestrenge nicht gesagt, ich möge tun, was mir nötig scheint?“ — „Ihr könnet je nach Ermessen mit ihr verfahren, das waren seine Worte.“ — „Habt Ihr eine Bahre zur

Hand? Da kann die Kranke nicht bleiben. Sie müßte sterben.“ Der Büttel kraute sich hinterm Ohr: „Eine Bahre; die hab' ich nicht.“ — „So muß es eine kurze Leiter tun, die ist überall zu finden. Macht schnell, sag ich Euch. Das Licht laßt stehen.“ Im Dunkel tastete der Alte sich über die Steintreppe ins Freie.

Mit einer heftigen Gebärde des Abscheus zog Ramenz einen Teil des nassen Strohes unter der Fiebernden weg und breitete seinen Mantel darauf aus. Dann hob er den schlaffen Körper Marias auf und umhüllte ihn sorglich. Die Laterne stellte er an den obersten Teil der ausgetretenen Stufen; zurückkehrend nahm er die Bewußtlose in die Arme und trug sie hinauf.

Im Rathhause legte er seine Last auf die Leiter, umzog sie achtsam mit Stricken und schützte sie mit Decken vor dem wirbelnden Schnee. „Faßt an,“ rief er dem Büttel zu und trug Maria heimwärts. Die obersten Giebel Fenster der hohen Häuser am Markt glühten blutrot im abendlichen Widerschein; als sie durch tiefen Schnee über den Kirchplatz stapften, klang feierlich die Orgel aus dem erleuchteten Gotteshaus, und die Menschen sangen den fünften Vers des alten Weihnachtsliedes:

„Der Sohn des Vaters, Gott von Art,
Ein Gast in der Welt er ward,
Und führt uns aus dem Jammertal,
Er macht uns Erben in seim Saal,
Kyrieleis.“ . . .

Martin Ramenz saß vor dem Bett der seit kurzem zum Dasein wiedererwachten Maria. Noch wußte sie nicht, daß der Mann, dem sie ihr Leben verdankte, dazu bestimmt war, das Urtheil an ihr zu vollziehen.

Sie hielt ihn für den Arzt, der, seiner Pflicht gehorchend, alles aufbot, sie zu retten, obwohl sie nicht begriff warum. Von der ersten Stunde an, als das Bewußtsein ihr wiedergekehrt war, empfand sie Vertrauen zu dem ernstblickenden Mann und erzählte ihm mit kindlicher Offenheit, was sie, seit Klaus Kresa ihr gegenübergetreten, bis zu dem Abend, da der reitende Bote sie mit ihrem Kind aufs Pferd genommen, erlebt habe. Was sie den Richtern bisher verschwiegen, das drängte sie, dem fremden, gütigen Manne zu bekennen, in dessen Augen sie den Glauben an die Wahrheit ihrer Worte lebendig empfand. Vor Gericht wollte sie ihren Mädchennamen und ihre Herkunft nicht nennen aus Furcht und Rücksicht auf ihren jähzornigen Vater und die lieblosen Schwestern. Und Ramenz mußte ihr schwören, darüber zu schweigen. Nach ihrem Glauben war Kresa von den Männern erschossen worden, die ihr die Kleider geraubt und sie in Lumpen notdürftig eingehüllt liegen ließen. Seit Klaus und das Kind nicht mehr lebte, wünschte sie sehnlichst zu sterben. Das Bewußtsein ihrer Unschuld könne kein Mensch ihr nehmen.

In schweren Gedanken schmerzvoll vor sich hinbrütend, lehnte Martin Ramenz in dem hohen Lehnstuhl, der zu Häupten des Bettes stand. In diesem Stuhl war er lange, bange Stunden hindurch gesessen, das schöne, edel geformte Gesicht betrachtend, das sich bleich wie Linnen von dem Kissen kaum abhob. Sein ganzes Sein verlor sich an dies kindlich schöne Geschöpf, unter dessen reiner Stirn kein böser Gedanke leben konnte; noch ehe sie die wundervoll klaren Augen aufschlug, bevor er auch nur ein besonnenes Wort von ihren Lippen gehört, glaubte er

bereits daran, daß sie unschuldig sein mußte. Wie grausam spielte das Geschick mit den Menschen, und wie grauenvoll war das ihm auferlegte Los. Bis jetzt war er davor verschont worden, ein Bluturteil vollstrecken zu müssen, und er faßte den Gedanken nicht, tun zu müssen, was sein Amt nun von ihm forderte. Es litt ihn nicht mehr in der Stube. Unter dem Vorwand, daß er ausgehen müsse, reichte er Maria einen Schlafrunk für die Nacht und verließ in dumpfer Bedrückung das Haus. Von dem Hügel aus, auf dem die Scharfrichterwohnung lag, überfah man die in einer Talsenkung liegende Stadt. Nie hatte Martin Kamenz die Trennung schärfer und weher empfunden, die zwischen ihm und den Menschen da unten bestand, die in den erleuchteten Stuben hausten. Unsichtbare Fesseln zwangen ihn in einen Dienst, fesselten ihn an ein Amt, das er nie begehrt; niemand fragte den Sohn eines Freimannes, ob ihm die Nachfolge des Vaters begehrenswert oder fluchwürdig schien. Auch dann noch gab es für ihn keinen Weg zu den Menschen, wenn er sich weigerte, zu tun, was man von ihm forderte. Nach einem Gesetz, das auf dem Reichstag beschlossen worden, blieb für ihn die Unehrlichkeit bestehen, ja sogar noch für seine unmittelbaren Nachkommen. Was wollte dagegen die spätere Klausel besagen, wonach der Sohn eines Henkers, der die Arbeit seines Vaters noch nicht verrichtet und sie nicht auf sich nehmen wollte, als ehrlich zu achten und zu einem Handwerk zuzulassen sei. Vor wenigen Wochen hatte er mit dem Rechtsgelehrten Sartorius darüber gesprochen, der ihm den Rat gegeben, irgendwo im Reiche als Feldscher sein Glück zu versuchen. Wenn er sich auch entschloß, auf und davon zu gehen, so war

damit zur Rettung des jungen, unglücklichen Weibes nichts getan, die, dem Spruch des Rechtes verfallen, selbst den Tod verlangte. Er durfte ihr Geheimnis nicht preisgeben und sagen, woher sie stamme; sie hatte sich doch auch darum nicht verteidigt, das Kind dem Erfrieren ausgesetzt zu haben, weil sie sich sehnte, aus einer Welt zu scheiden, die so voll Elend und Jammer war. Wenn er auch fliehen wollte, um dem Gräßlichsten zu entgehen, Maria mit dem Schwert zu töten, die er liebte, seit er sie erblickt, so glaubte er doch nicht daran, daß er sie überreden könne, ihm zu folgen. Wenn man sie ergriff, war sie doch verloren; was mit ihm dann geschehen mußte, hielt er nicht der Mühe wert zu bedenken. Daran glaubte sie ja nicht, so stark er sie dazu auch zu bewegen gesucht, daß der Mann, den sie über alles geliebt, noch am Leben sein könne. Wie durfte er da noch zu hoffen wagen, daß sie um seinetwillen entfliehen möchte, auch wenn es ihm glückte, sie fortzubringen.

In dieser Nacht stricfte Martin Ramenz so lange verzweifelt umher, bis ihn der scharfe Frost zwang, umzukehren und das Bett aufzusuchen, in dem er bis zum Morgen mit offenen Augen qualvoll sinnend lag. Als er sich früh erhob, wußte er, was geschehen konnte, um von ihm und ihr das Grauensvolle fernzuhalten; er mußte Maria bekennen, wer er sei. Um ihn davor zu bewahren, für ewig unglücklich, friedelos und fluchbeladen zu leben, gab es nur einen Ausweg. Um gewiß zu werden, daß die Herren im Rat einer Bitte, die ihn der Hinrichtung enthob, auch Gehör schenkten, ging der junge Freimann nach dem Rathhaus und befragte sich dort bei Doktor Sartorius. Der sagte ihm, seit Menschengedenken wäre ein Verlangen wie das

seine den Hochmögenden zwar nie gestellt worden, aber es sei Rechtsens gewiß, daß man sich entschließen müsse, ihm zu willfahren. Martin Ramenz dankte dem alten Rechtsgelehrten, der ihm seine Stimme als die in diesem Falle gewichtigste zusicherte, und wanderte erleichtert durch entlegene stille Gassen heimwärts.

Auf dem Hofe des Freimannsgutes traf Ramenz die alte Hetta, die seit ihrer frühesten Jugend im Hause lebte; sie schien ihn zu erwarten. Martin hörte von ihr, daß Maria danach verlange, ein wenig im Stuhle sitzen zu dürfen; sie wolle aber gerne liegen bleiben, wenn es dem Willen des Herrn entgegen sei. Die Greisin fragte, ob sie der Kranken Kleider der verstorbenen Mutter Martins geben dürfe, denn in den armseligen Lumpen, die sie mitgebracht habe, müsse sie sich bald wieder elend fühlen. Martin nickte der Alten zu, ging rasch in seine Stube und setzte sich auf eine der langen Bänke des bis zur Decke vertäfelten Raumes. Schwere Stunden waren noch zu überwinden, und das Härteste stand ihm näher, als er geglaubt, der Augenblick, da er gezwungen gestehen mußte, wem die Ärmste ihre Rettung verdankte. Eine Stunde mochte vergangen sein, da öffnete sich die Thür und gefolgt von Hetta, die sie führte, trat Maria ein. Betroffen, fast erschreckt über die Schönheit der jungen Gestalt, der die schlichten Kleider eine befremdende Würde gaben, erhob sich Martin und bot ihr einen Stuhl. Die alte Magd zog sich still zurück.

Maria begann: „Ich wollte Euch zeigen, daß Euere Güte nicht umsonst gewesen ist, und möchte Euch danken dafür.“

Da verlor der junge Ramenz alle Fassung, als er die weiche, müde Stimme hörte, und er sagte, getrieben

von innerer Not: „Was würdet Ihr tun, wenn ich bitten wollte, mir nicht abzuschlagen, was mich vor mir selber retten könnte.“

Verständnislos sah Maria dem bis in die Lippen bleichen Mann in die Augen: „Ich verstehe nicht, was Ihr sagt, aber ich vertraue Euch. Hab' ich doch Euch erzählt, was ich dem Beichtvater nicht gestand. Wie könnt' ich Euch retten; bin doch selber nur ein verloren Geschöpf.“

„Ihr macht zu viel Worte in meiner Not,“ sagte Ramenz mit stockender Stimme.

So verzweifelt sah er aus, daß Maria rasch sagte: „Kein Unrecht erwart' ich von Euch. Was Ihr verlangt, ich will's tun.“

„Leben sollt Ihr. Und hier bleiben. Auch wenn Ihr mir künftig nie ein Wort, keinen Blick gönnen werdet.“

„Ihr wißt, wohin mich verlangt. Wißt auch, daß es in keines Menschen Macht steht . . .“

Sah und überstürzt unterbrach Ramenz ihre Rede: „Nehmt Euer Leben auf Euch, beharrt nicht auf Euerem Sinn, sterben zu wollen; seid Ihr doch zu jung, um zu wissen, was Ihr tut. Und keine Schuld ist an Euch. Habt Erbarmen mit mir, ich kann nicht tun, wozu ich verdammt bin. Ich sollte Euch errettet haben, um Euer Leben zu vernichten?“ Seine Hand zitterte, die er auf ihre Rechte legte, und er stammelte: „Ihr sündigt vor Gott, so Ihr in Euerem Willen beharrt. Ihr macht mich zum Mörder, denn ich weiß, Ihr tragt keine Schuld. — Ihr seid im Haus des Nachrichters. — Jetzt versteht Ihr, warum ich bitte, mich zu schützen vor mir selber und keine Schuld auf mich zubürden. Lieber wollt' ich von eigener Hand sterben als Euch

berühren. Wißt Ihr denn gewiß, ob Euer Liebster dahin ist? Keiner kann das wissen! Erhaltet Euer Leben; darum wollt' ich bitten. Verstecht mich recht, ich wag' es nicht, Euch um meinetwillen zu begehren. Schweigend will ich warten, bis Ihr mir ein Wort gönnt; verlangt Ihr's, so will ich Euch aus dem Weg gehen überall. Nur leben sollt Ihr und mich retten davor, meine Hand erheben zu müssen wider Euch. Ich kann davor bewahrt werden. Ein altes Recht spricht dem Freimann das Leben einer Verlorenen zu, wenn er sie zum Weibe verlangt. Ich hab' das Euere beim Hohen Rat erbeten, und man weigerte mir's nicht. Erschreckt nicht noch mehr, wenn ich sage, daß Euch weder ja noch nein zusteht. Ihr sollt ja nicht in Wahrheit mein Weib werden! Ich schwöre bei Gott, daß Euch aller freie Wille bleiben soll, hier zu tun, was Ihr wollt."

Mit zu Boden gesenkter Stirn wandte Ramenz sich ab und wartete.

Maria schwieg lange. Matt und gequält klang ihre Stimme, als sie sagte: „Ich will hier bleiben bis zur Stunde, da es gewiß sein wird, daß er nicht mehr lebt, dem ich vor Gott Treue gelobte. Erlaubt mir, allein zu sein.“

Dhne aufzusehen ging Martin aus der Stube. Draußen hörte er Maria schluchzen. Aber er kehrte nicht um. Er suchte die alte Magd auf und schickte sie zu der weinenden Frau. —

Nun ging der Winter zu Ende, und der Erde entsproß jetzt allenthalben hoffnungsvolles Grün. Stare pfliffen im Garten des Freimannshofes; sie kümmerten sich nicht um den bleichen Mann, der hier sein trübes Dasein verbrachte. Noch war Maria ihm nicht in der Kirche angetraut, und wenn den Gemiedenen, was



selten geschah, jemand fragte, wann er Hochzeit zu halten gedächte, erzählte er, daß sie noch immer leidend sei. Maria sagte er nie ein Wort darüber, und die alte Hetta hatte in einem langen Leben schweigen gelernt. War es vorher schon immer still im abgelegenen Freimannshof gewesen, so hatte sich daran nichts geändert, seit der Rat die Verurteilte freigegeben, die dort abgeschlossen von der Welt lebte. In der Stadt ging die Rede, daß sie ein schönes Weib sei, aber niemand war dort, dem außer den Schöpffen ihr Anblick geworden wäre. Im Hause emsig tätig und dann wieder tief in sich verloren, verträumt und die Augen voll ungeweinter Tränen, lebte Maria dahin. Sie begegnete dem jungen Freimann ohne Scheu mit unverhelter Achtung und Ehrerbietung; aber er fühlte, daß sie nichts für ihn empfand, das ihn zu Hoffnungen berechtigte, und fürchtete doch den Tag, an dem sie einmal nicht mehr um ihn sein könnte.

Und als er diese Stunde am fernsten glaubte, erlebte er ihre Bitterkeit bis zur letzten qualvollen Herbeheit und Verzweiflung. Holzfäller brachten die Botschaft, im tiefen Forst läge die nackte Leiche eines Mannes. Der Freimann mußte sie holen. Er war es, der an der Stirnnahe den ermordeten Gatten Marias erkannte. Zuerst dachte er daran, dies Geheimnis vor ihr in sich zu bewahren, und wie es seine Pflicht gebot, den Toten still im Friedhofswinkel zu begraben. Noch am gleichen Tage entschloß er sich aber, ihr die Wahrheit zu sagen. Ruhig hörte sie ihn an; keine Träne füllte ihre Augen. Da keimte Hoffnung in ihm auf, und er widerstand ihren Bitten nicht, sie zu dem Toten zu führen. Auch da blieb sie ruhig als er das entstellte Antlitz enthüllte.

Schweigend gingen sie zurück.

Am anderen Morgen rief der alte Gerichtsbüttel den Freimann in die Stadt. Als er mit ihm über die Brücke ging, die auf der einen Seite dicht von Menschen erfüllt war, sagte der Alte: „Erschreckt nicht! Die dort unten am Wehr ertrunken hängt, ist die Kindsmörderin.“

Martin Kamenz nahm Maria auf seine Arme und legte sie in den Kahn, den er ans Ufer ruderte. Diesmal war menschliche Hilfe vergebens.

Kein Geistlicher fand sich am Grabe ein, in dem nebeneinander gebettet Maria und Klaus Kresa lagen. Der Freimann stand lange davor, und seine Hände wollten sich nicht zum Gebet fügen. Seine Füße wurden ihm schwer, und seine Knie trugen ihn nicht mehr; er sank auf die frischen Schollen nieder und betete für das ewige Heil der armen Seelen.

Nach dem Freimannshof zurückgekehrt, schrieb Martin Kamenz den Herren im Rat, man möge ihn in Gnaden seines Dienstes entheben, und verließ ein paar Wochen darauf die Stadt für immer.

Sein Nachfolger im Amt stand wenige Monate später auf dem Blutgerüst und richtete die zum Tod verurteilten Mörder Klaus Kresas mit dem Schwert. Der Rutscher, den Kresa gedungen, hatte mit anderen zu einer der vielen Räuberbanden gehört, die noch lange Jahre nach dem Kriege das Land durch ihre Verbrechen mit Schrecken erfüllten.



Der Millionengarten

Roman von Eva Saldern

(Fortsetzung)

Auch im Wohnzimmer Frau v. Ripplers star-
den überall altmodische Möbel; aber die Aus-
stattung war nicht so überladen und geschmack-
los pomphaft wie in den anderen Räumen. Der
schlichte altväterische Hausrat gab dem Raume durch
gediegene Einfachheit eine anheimelnde Behaglichkeit.
In einem mit geblünten Stoff überzogenen Lehnstuhl
mit hohem Rücken und seitlich angebrachten Wangen
saß in dem schwarzen, faltigen Seidenkleide, das sie
für ihren Ausgang angelegt hatte, die Eigentümerin des
Millionengartens, klein und verhuzelt, mit einem win-
zigen gelben Gesichtchen, das nur noch aus Falten und
Runzeln zu bestehen schien, während die dunklen, beweg-
lichen Augen fast noch jugendlich blank und lebhaft
daraus hervorleuchteten. Ein Blick voll stechender Härte
richtete sich schnell und scharf auf Herrn v. Troskau.

Nach einer peinlichen, kurzen Pause begann die alte
Frau mit dünner Stimme: „Das muß eine ganz be-
sondere Ursache haben, daß der Herr Assessor sich be-
mühte, den Weg zu mir zu finden. Setz dich, bitte!
Lassen wir das! Solche Ulfanzereien sind nicht nach
meinem Geschmack.“

Die unzweideutig schroff geäußerte Ablehnung galt
einem Versuch Troskaus, zur Begrüßung die welke
Hand der alten Dame zu küssen. Trotz seiner Welt-
gewandtheit etwas verwirrt, setzte er sich ihr gegenüber
auf einen Stuhl, und mit aller Liebenswürdigkeit, die
er in den Tonfall seiner Stimme zu legen vermochte,
erwiderte er: „Du weißt, verehrteste Tante, daß es wahr-
haftig nicht allein durch mein Verschulden so gekommen
ist, wenn ich hier in deinem Hause immer seltener er-

schien, ja fast zum Fremdling geworden bin. Hundertmal schon war ich dazu entschlossen, mich auf den Weg zu dir zu machen. Immer hielt mich davor im letzten Augenblick die Empfindung zurück, daß ich dir nicht willkommen sein könnte, ja ich mußte fürchten, daß mir die Thür dieses Hauses verschlossen bleiben würde.“

„Deine Empfindung und deine Befürchtungen haben dich ganz richtig darüber belehrt, was dir bei mir widerfahren könnte. Was du vermutet hast, wäre allerdings möglich gewesen,“ erwiderte die Greisin trocken. Sie blickte dem immer noch lächelnden Neffen scharf in die Augen und sagte: „Du wirst es hoffentlich verstehen, daß ich nach Besuchen von der Art, wie du sie mir früher sehr häufig zu machen liebtest, nicht das geringste Verlangen trage. Darüber möchte ich dich auch jetzt nicht im Zweifel lassen. Meine Auffassung hat sich seit deinem letzten Besuch nicht um ein Haar geändert. Weil du nun einmal da bist — wie steht es denn jetzt um dich? Ich meine, zu was hast du es denn inzwischen in der Welt gebracht?“

„Ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich mit meinem Schicksal ganz zufrieden bin, liebe Tante.“ Mit leichtem Ton suchte er über das Inhaltlose seines Bekenntnisses hinwegzukommen: „Mit Siebenmeilenstiefeln geht es natürlich nicht vorwärts, doch das brauche ich dir als lebenserfahrene Frau nicht erst umständlich zu erklären. Es ist einmal nicht anders. Leider! Wer heute vorwärts kommen will, muß Geduld vor allen anderen unerläßlichen Eigenschaften haben.“

„Geduld ist ein gutes Wort; aber eine unerläßliche Eigenschaft wäre nach meiner Meinung Liebe und Lust und nicht zuletzt Ausdauer zur Arbeit. Zu irgendeiner Arbeit. Und davon möchte ich etwas hören, ich möchte, kurz gesagt, wissen, was du treibst.“

„Es ist doch nicht recht schicklich, und es klingt, wenn auch noch so bescheiden vorgebracht, immer nach Eigenlob, wenn man sich selber seines Fleißes, seiner Tätigkeit rühmen soll. Was sollte ich auch viel davon erzählen. Es müßte dich ganz sicher nur langweilen, davon ein Langes und Breites anzuhören. Es hat eben ein jeder Tag seine eigene Plage, meine liebe Tante.“

„Das sind leere, nichts sagende Redensarten. Ich fühle genau, daß du mir mit Gemeinplätzen auszuweichen suchst. Damit machst du deine Sache in meinen Augen nicht besser. Wenn man in deinen Jahren ist, dann muß sich die Arbeit, die man geleistet hat, doch irgendwie belohnt machen. Meinetwegen durch eine amtliche Stellung, oder was es sonst sein mag. Man muß darüber doch klipp und klar reden können. Ich liebe keine Zweideutigkeiten; das dürfte dir nicht unbekannt sein. Bist du denn noch immer weiter nichts als ein unbezahlter Assessor?“

„Leider ist es noch so. Aber ich fühle mich unzufriedigt und habe keine Lust, es noch länger und am wenigsten in alle Ewigkeit zu bleiben. Ich möchte etwas unternehmen, wodurch ich mir eine Zukunft sichern könnte. Darüber wollte ich heute mit dir sprechen.“

„So! Mit mir? Da hast du dir wahrhaftig umsonst Gedanken gemacht und deine Zeit schlecht angewendet. Ich habe dir doch schon mit aller Deutlichkeit und ohne jede Möglichkeit, mich mißzuverstehen, gesagt, daß es mir vollkommen gleichgültig ist, was du treibst, daß ich mich in dein Tun oder Lassen nicht einzumischen wünsche. Du bist alt genug, um allein die Verantwortung tragen zu können für das, was dir falsch oder richtig scheint.“

„Das will ich ja auch. Aber mit der Bereitwilligkeit

allein, das tun zu wollen, ist es leider doch nicht getan. Ich habe Glück gehabt, gewiß für mich ein seltener Fall, Tante! Aber es ist so! Mir bietet sich die sichere Aussicht auf eine glänzende Zukunft. Und auf mehr als nur das: auf ein seltenes und köstliches Glück. Du bist die erste, der ich mich anvertraue. Die Zuversicht auf die mütterliche Anteilnahme, die du mir früher so oft bewiesen hast, läßt mich auch jetzt hoffen, daß du mir geneigt sein wirst.“

„Schön geredet, Flug bedacht und mit der nötigen Wärme vorgetragen. Hoffentlich ist das, was du mir hinterher noch zu erzählen hast, nicht weniger lieblich anzuhören, und gewiß kannst du dich auch kürzer fassen und brauchst dazu etwas weniger klangvolle Worte. Eine glänzende Zukunft sagst du. Die Gegenwart scheint also noch immer nicht zufriedenstellend beschaffen zu sein. Ich will darüber schweigen und lieber hören, wie deine Zukunftshoffnungen beschaffen sind.“

Herr v. Troskau bemühte sich, die boshafsten Bemerkungen, so gut es gehen wollte, zu überhören. Sein Gesichtsausdruck blieb lebenswürdig, als er begann: „Einer unserer gesuchtesten und berühmtesten Rechtsanwälte will mich in seine Kanzlei aufnehmen. Zunächst allerdings nur als seinen Vertreter, aber mit der sicheren Anwartschaft, später Teilhaber einer höchst einträglichen Praxis zu werden.“

„Ich gratuliere. Mehr als das kann ich aber, wie ich glaube, nicht dabei tun.“

„Vielleicht wird das doch nicht alles sein, liebste Tante! Ich sagte dir noch nicht alles. Der Anwalt ist ohne Zweifel ein sehr reicher Mann. Und er hat eine entzückende Tochter. Du fängst an zu verstehen — nicht wahr?“

„Es gehört nicht viel dazu,“ erwiderte die Greisin, und es lag mehr Freundlichkeit als bisher in ihrer Stimme. „Wenn es sich in diesem Falle nicht nur um eine angesehene, sondern auch um eine anständige Familie handelt, ist kaum etwas dagegen zu sagen.“

„Oh, du kannst beruhigt sein! Es ist eine Familie erster Klasse. Das Mädchen ist trotz seiner Jugend umworben wie eine Prinzessin.“

„Und ihr habt euch lieb?“

„Sie gefällt mir ausgezeichnet. Und ich bin überzeugt, daß auch du sie bald sehr liebgewinnen könntest, wenn es erst einmal so weit ist, daß ich sie dir zuführen kann.“

Die Greisin machte eine abwehrende Geste.

„Du scheinst weder mit meinen Jahren, noch mit meinen Gewohnheiten zu rechnen. Ich bin nicht darauf veressen, irgendwelche neue Bekanntschaften zu machen. Meine Ruhe geht mir über alles. Du brauchst dich mit der Vorstellung also nicht im geringsten zu übereilen. Deine Andeutungen sind mir auch in diesem Falle nicht klar genug. Hast du sie denn überhaupt schon gefragt, ob sie dich mag?“

Erich v. Troskau lächelte beinahe mitleidig.

„Sehe ich aus, Tantchen, wie einer, dem man einen Korb geben könnte? Über die Gefühle der Kleinen bin ich ganz sicher. Die einzige Schwierigkeit liegt vorläufig noch am Verhalten ihres Vaters.“

„Nun, wenn er dich schon einmal zu seinem Teilhaber machen will, kann das doch nicht so bedenklich sein? Er täte es wohl kaum, wenn er nicht Gefallen an dir gefunden hätte.“

„Darin hast du allerdings recht geraten. Ich darf es ohne Überhebung sagen, er hat sogar eine sehr hohe

Meinung von meinen Fähigkeiten. Von einem Schwieger-
sohn aber wird er natürlich etwas mehr verlangen als
juristische Talente.“

„Da hast du recht! Vor allem wird er einen ge-
festigten und soliden Charakter wünschenswert finden,
das meinst du doch?“

„Darüber, denke ich, ist er ebenfalls bereits beruhigt.
Aber er selbst nimmt eine ganz hervorragende gesell-
schaftliche Stellung ein, und er hätte für seine Tochter
die Wahl unter so vielen Bewerbern, daß für ihn
schließlich auch die Vermögensfrage nicht ganz außer
Betracht bleiben kann.“

„Richtig verstanden, heißt das also, du wirst ihm
bekennen müssen, daß du kein Vermögen hast.“

Der Assessor lächelte verlegen und blickte an Frau
v. Rippler vorbei an die Wand.

„Als einen reichen Mann könnte ich mich selbst-
verständlich ihm gegenüber nicht aufspielen. Aber es
ist ihm nicht unbekannt, daß ich das Glück habe, die
allverehrte Frau v. Rippler meine Tante zu nennen.“

„Ja, ja! Du nennst mich allerdings Tante, ohne
daß ich es wirklich bin. Ich muß jedesmal nach-
denken, um festzustellen, in welchem Grade wir eigent-
lich miteinander verwandt sind. Mein seliger Mann
wollte überhaupt nicht viel von dieser Verwandtschaft
wissen.“

„Ah, da muß ich doch bitten. Mein alter Herr ist
sein richtiger Better gewesen; darüber besteht doch kein
Zweifel.“

„So? — Na, das mag nun sein, wie es will, aber
zur Erbberechtigung reicht es doch nicht zu. Das ist
um so weniger aussichtsreich, als ich mit Rippler nicht
in Gütergemeinschaft gelebt habe. Er besaß bei unserer

Verheiratung nichts als ein überschuldetes Gut. Alles gehört mir, und selbst seine nächste Verwandtschaft hat nach meinem Tode nicht einen Pfennig meines Vermögens zu beanspruchen. Ich habe mich darüber bei einem Rechtsanwalt erkundigt."

"Liebe Tante, ich rechnete ja auch noch nie mit dieser Erbschaft! So lieblos bin ich nicht. Und außerdem wäre es bei deiner beneidenswerten Frische und Rüstigkeit töricht genug gewesen."

"Um es kurz zu machen! Was soll unsere sogenannte Verwandtschaft dann noch mit deiner Heirat zu schaffen haben? Ich kann es wahrhaftig nicht begreifen."

"Sie hat mir lediglich Mut gemacht, auf deine hochherzige Hilfe zu hoffen. Wenn Liselotte Madelung erst einmal meine Frau ist, werde ich eines eigenen Vermögens kaum bedürfen. Ich ..."

Die alte Frau hatte jäh aufgehört. Herzengerade saß ihre kleine Gestalt in dem hochlehnigen Sessel.

"Wer, sagst du? Wie heißt deine Auserwählte? Madelung? Die Tochter des Rechtsanwalts Arno Madelung?"

"Jawohl — seine jüngere Tochter. Findest du darin etwas Befremdliches, liebe Tante?"

"Nein. Ganz und gar nicht. Sage mir nur, seit wann du mit dem Herrn Rechtsanwalt bekannt bist?"

"Erst seit einigen Wochen. Seine Tochter lernte ich schon früher kennen. Und sie sagte mir, ihr Vater würde es nicht ungern sehen, wenn ich in seinem Hause Besuch machte."

"Er würde es nicht ungern sehen — so? Und dann bot er dir ohne weiteres an, sein Teilhaber zu werden?"

"Nein. So darfst du dir das doch nicht vorstellen. Nein, davon kann keine Rede sein. Was ich sagen

kann und darf, ist nur dies: er kam mir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an sehr liebenswürdig entgegen. Und ich glaube allerdings, daß er sich gleich mit derartigen Absichten trug."

Frau v. Rippler sagte mit eigener Betonung: "Das scheint mir sehr begreiflich. Und die hochherzige Hilfe, von der du geredet hast, die du von mir erwartest, worin sollte sie bestehen?"

"Ich glaubte, daß es dir bei deinem Reichtum leicht sein würde, mir ein kleines Kapital zur Verfügung zu stellen. Wäre es auch nur, damit ich nicht mit ganz leeren Händen vor meinen künftigen Schwiegervater hinzutreten brauche."

"Ein kleines Kapital, meinst du; das sind Aufassungssachen. Was verstehst du darunter?"

"Ich würde es natürlich einzig und allein deiner Großmut überlassen — es wäre denn, daß du mich ausdrücklich aufforderst, einen Vorschlag zu machen."

"Schön! Betrachte dich als aufgefordert und laß hören!"

"Ich dachte an eine Summe von — von vielleicht sechzigtausend Mark."

Die faltigen Wangen der Frau v. Rippler zitterten ein wenig; in Haltung und Rede aber blieb sie beherrscht und ruhig.

"Wenn ich dich richtig verstehe, wolltest du dich nur auf den Besitz dieser sechzigtausend Mark berufen können. Es würde also genügen, wenn sie irgendwo für dich hinterlegt werden. Berausgaben willst du sie doch nicht?"

Troskau räusperte sich, um über eine kurze Unentschlossenheit hinwegzukommen. Die kaum erhoffte Gelassenheit der Tante machte ihm Mut.

„Ein gewisses Verfügungsrecht über das Geld mußte mir immerhin zustehen. Es ist klar, daß ich als der Verlobte einer reichen und nicht anspruchswolosen jungen Dame gewisse Aufwendungen nicht vermeiden könnte, wofür die von dir so gütig gewährte Unterstützung kaum ausreichen würde.“

„Auch nicht, wenn ich sie durch einen angemessenen monatlichen Zuschuß erhöhte?“

„Findest du nicht, verehrteste Tante, daß der andere Weg etwas weniger beschämend für mich sein würde?“

„Nein, das kann ich durchaus nicht sagen. Und es wäre jedenfalls das einzige, worauf ich mich vielleicht — wohlgemerkt: vielleicht — einließe. Wozu du eine so große Summe auf einmal nötig haben solltest, sehe ich nicht ein.“

Troskau war darauf gefaßt gewesen, daß die Haltung Frau v. Ripplers zunächst viel schroffer ablehnend sein würde. Die Aussicht auf seine reiche Heirat schien in einem sehr günstigen Sinne auf die alte Dame gewirkt zu haben. Er überwand den letzten Rest von scheuer Zurückhaltung und raffte sich zu einem schweren Geständnis auf.

„Ich sagte dir schon, liebe Tante, daß ich wegen meiner Zukunft ohne alle Sorge sein darf, denn Liselottes Mitgift und meine eigenen Einkünfte werden groß genug sein, um sie sicherzustellen. Ich habe Gründe dafür, anzunehmen, daß Doktor Madelung zweifellos jetzt schon darüber im klaren ist, daß ich nicht über große Schätze verfüge, und ich bin sicher genug, daß er mich auch dann nicht abweisen wird, wenn ich es ihm bei meiner Werbung offen bekenne. Aber er wird mich wahrscheinlich fragen, ob ich — ob ich — nun, es muß eben gesagt sein — ob ich auch keine Verbind-

lichkeiten — keine Schulden habe. Und diese Frage möchte ich guten Gewissens bejahen können.“

„Du hast also sogenannte Verbindlichkeiten, etwas weniger blumig gesagt: Schulden.“

„Ja, es ist aber diesmal nicht sehr schlimm. Und ich verpfände dir mein Ehrenwort, Tante, daß sie mich nicht drücken. Der Mann, mit dem ich's zu tun habe, ist ein sehr anständiger Mensch, der gewiß noch länger warten würde. Aber ich habe doch den sehnlichen Wunsch, von ihm loszukommen. Und dann wären auch noch allerlei kleinere Beträge zu ordnen, die in ihrer Gesamtheit allerdings auch eine gewisse Summe ergeben. Es ist gut angelegtes Geld, das ich von dir erbitte. Und es wird sich hundertfach bezahlt machen.“

Daß Frau v. Rippler ihn noch immer so ruhig anhörte, machte Troskau vollends sicher. Er fand es daher für angebracht, jenen lebenswürdigen Mauderton anzuschlagen, der ihn anderswo so unwiderstehlich machte.

„Du wirst mir keine Strafpredigt halten, weil ich mein Versprechen nicht ganz buchstäblich gehalten habe. Nicht wahr, du wirst es nicht tun? In deiner beneidenswerten Zurückgezogenheit kannst du unmöglich einen richtigen Begriff von den Anforderungen haben, die das Leben an einen jungen Mann in meiner Lage erhebt. Ich habe es gewiß nicht zu arg getrieben — wirklich nicht, und ein anderer an meiner Stelle würde zweifellos viel tiefer in der Tinte sitzen. Mit meinem Junggesellendasein werden selbstverständlich auch alle dummen Streiche ihr Ende erreicht haben.“

„Bist du mit deinen schönen Bekenntnissen jetzt fertig?“

„Ja. Die Beichte ist mir schwer gefallen, Tantchen

Aber ich wußte von vornherein, daß ich mich an ein gütiges Herz wende. Mein Glück und meine Zukunft liegen jetzt ganz und gar in deiner Hand."

"Kannst du mir eine Liste deiner Verpflichtungen geben mit genauer Bezeichnung der Gläubiger und der Beträge, die du ihnen schuldest?"

Das Verlangen kam Trostkau offenbar höchst un-gelegen. "Du willst dich doch nicht herbeilassen, selbst mit den Leuten zu verhandeln?" fragte er.

"Persönlich gewiß nicht. Man kann diese Dinge ja auch durch einen Vermittler ordnen lassen."

"Aber es würde mir, offen gestanden, recht unangenehm sein. Es müßte ein schlechtes Licht auf mich werfen. Und wenn es Doktor Madelung einfiele, sich nach mir zu erkundigen . . ."

"Kann man denn das? Gibt es denn Leute, die über jedermanns Privatverhältnisse so gut unterrichtet sind?"

"Leider — ja. Es wimmelt jetzt geradezu von Auskunftgebern und ähnlichen Anstalten. Innerhalb einer Woche kannst du dir gegen entsprechende Bezahlung das Sündenregister jedes beliebigen Nebenmenschen verschaffen. Diese Leute verstehen sich trefflich darauf, ihre Nasen in die heimlichsten Winkel zu stecken und bis in die graueste Vergangenheit hinein alles Bedenkliche aufzustoßern. Es ist ein schauderhaftes Gefühl, ihnen auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert zu sein. Denn man ist wehrlos, weil man nichts davon erfährt."

"Nun, ich glaube nicht, daß man sich nach dir erkundigen wird. Jedenfalls bleibt es bei dem, was ich gesagt habe. Schicke mir eine umfassende Aufstellung deiner Schulden. Dann will ich mir's überlegen, wie weit ich deine Wünsche erfüllen kann."

Es war eine Enttäuschung; aber das in steinerner Unbeweglichkeit erstarrte Antlitz der alten Frau mahnte Trotskau zur Vorsicht. Wenn er mit der nötigen Klugheit vorging, ließ sich ja vielleicht auch auf diesem Wege das gewünschte Ziel erreichen; auf keinen Fall durfte er das bisher erreichte Entgegenkommen durch Ungeduld in sein Gegenteil verkehren.

„Ich werde mich zu der sauren Arbeit entschließen,“ sagte er seufzend. „Die Gewißheit, daß ich nicht umsonst auf deinen Edelsinn vertraute, wird sie mir versüßen.“

„Verlasse dich nicht zu fest darauf und denke daran, daß ich dir noch nichts versprochen habe. Entschuldige, daß ich dich nicht bitten kann, länger zu bleiben; es ist die Stunde, in der ich mir von meiner Gesellschafterin vorlesen lasse. Ich bin zu alt geworden, um von meinen Gewohnheiten abzuweichen.“

Trotskau erhob sich.

„Ich hatte vorhin das Vergnügen, deiner Gesellschafterin flüchtig zu begegnen. Darf ich fragen, liebe Tante, wie du zu dieser jungen Dame gekommen bist?“

„Sie wurde mir von zuverlässiger Seite empfohlen und konnte sehr gute Zeugnisse aufweisen. Ist dir Ungünstiges über sie bekannt?“

Ein lautes Klirren wurde im Nebenzimmer vernehmlich. Frau v. Rippler fuhr zusammen, erhob sich mit erstaunlicher Beweglichkeit aus ihrem Lehnstuhl und trippelte mit kleinen Greifenschritten auf die Verbindungstür zu.

„Was ist geschehen?“ fragte sie aufgeregt in das Speisezimmer hinein. „Ach, mein schönes japanisches Teegeschirr! In tausend Stücken! Haben Sie das angerichtet, Fräulein Krell?“

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau! Ich wollte es an einen anderen Platz stellen. Und ich weiß nicht, wie es kam, daß mir dabei das Brett aus der Hand glitt.“

„Sie hätten sich überhaupt nicht damit befassen sollen. Hier Ordnung zu machen, ist allein Friederikens Sache — nicht Ihre. Das Leegeschirr war ein teures Andenken, und es ist mir unerseßlich. Gehen Sie, das Mädchen zu rufen.“

Sie beugte sich über die Scherben hinab, um sich von der Größe des angerichteten Schadens zu überzeugen. Meta Krell schlüpfte an ihr vorbei in das Nebengemach, als eile sie, ihren Befehl auszuführen. Während sie dicht an dem Assessor vorüberstreifte, flüsterte sie ihm zu: „Ein nachteiliges Wort über mich — und es kostet Sie ein Vermögen.“

Der scharfe Blick, den sie dabei auf ihn gerichtet hielt, sollte ihren Worten offenbar noch stärkeren Nachdruck geben. Verblüfft blickte ihr Troskau nach. Als die sichtlich sehr erzürnte alte Dame eine halbe Minute später wieder auf der Schwelle des Wohnzimmers erschien, hatte er seine Absicht geändert. Auf Frau v. Ripplers Frage: „Wolltest du vorhin nicht über meine Gesellschafterin sprechen? Es scheint, daß sie dir nicht fremd ist?“ erwiderte er: „Nein — es war ein Irrtum. Soeben erkannte ich, daß ich mich vorhin getäuscht habe. Über die junge Dame, die hier durchs Zimmer ging, wußte ich nichts zu sagen, ich kenne sie nicht.“

Frau v. Rippler gab sich mit der Antwort zufrieden. Das zerschlagene Leegeschirr nahm offenbar ihre Gedanken so sehr in Anspruch, daß sie die Verabschiedung ihres Neffen noch kürzer und flüchtiger erledigte, als

sie es unter gewöhnlichen Umständen getan haben würde. Seine bescheidene Erkundigung, wann er sich erlauben dürfe, ihr wieder seine Aufwartung zu machen, fertigte sie mit der ziemlich ungnädigen Erklärung ab: „Nicht früher, als bis ich dich rufe. So eilig wird es mit deinem Heiratsantrage ja wohl nicht sein. Ich muß Zeit haben, um gehörig überlegen zu können.“

Draußen sah Trozkau sich vergeblich nach Meta Krell um. Er hätte sie gerne noch einmal gesprochen, denn er war fest überzeugt, daß das Unglück mit dem kostbaren Teegeschirr nicht durch einen Zufall verursacht worden war. Ohne Zweifel hatte sie an der Thür gehorcht und das Porzellan absichtlich zu Boden geworfen, um dadurch ein Gespräch abzubrechen, das ihr gefährlich werden konnte. Sie wollte ihn hindern, weitere Äußerungen über ihre Person zu machen. Die für Trozkau völlig unfaßliche Tatsache, daß Meta Krell in diesem Hause Gesellschafterin sein konnte, wurde ihm durch ihr Verhalten nur noch unbegreiflicher und rätselhafter. Hier mußten irgendwelche geheimnisvollen Zusammenhänge bestehen, in denen allem Anschein nach auch seine Person eine Rolle spielte. So sehr er sich auch bemühte, solchen Beziehungen auf die Spur zu kommen, es führte doch zu keinem Ergebnis. Er kannte das Mädchen nur oberflächlich und erinnerte sich nicht, ihr jemals von seinen Beziehungen zu Frau v. Rippler gesprochen zu haben. Sie konnte also nur durch seine Tante davon erfahren haben, und allem Anschein nach mußte sie über Absichten der alten Dame unterrichtet sein, die ihm unbekannt waren. Wie wäre es sonst denkbar gewesen, daß sie ihm mit dem Verlust eines Vermögens drohen konnte. Je länger er sich bemühte, den Sinn dieser dunkeln Andeutung zu begreifen,

um so weniger zuversichtlich gestaltete sich seine augenblickliche Stimmung. Gewiß erschien ihm nur, daß er sich Meta Krell gegenüber weniger hochfahrend benommen haben sollte. Aber dies Bedauern kam zu spät; er bekam sie nicht mehr zu sehen. Die verdrießliche Dienerin, die auch durch sein reichliches Trinkgeld anscheinend nicht liebenswürdiger gestimmt wurde, geleitete ihn stumm wie ein pflichttreuer Gefängniswärter bis an die Ausgangstür des Hauses.

Eine halbe Stunde vor Beginn des Konzerts in der Philharmonie hatte sich Rolf Reimers in der Vorhalle des Hauses eingefunden; geduldig wartete er auf Herta Madelung, von der gläubigen Zuversicht erfüllt, daß sie unbedingt kommen müsse. Er wurde in diesem hoffnungsvollen Vertrauen auch dann noch nicht wankend, als ihm nur noch wenige Minuten bis zur Schließung der Saaltüren blieben, und er empfand es nur als Bestätigung einer unerschütterlichen Gewißheit, als er ihre hohe Gestalt unter den letzten Ankömmlingen erspähte. Fröhlich eilte er ihr entgegen, und lächelnd erwiderte sie seinen Gruß.

„Haben Sie hier auf mich gewartet? Das ist hübsch von Ihnen. Aber Sie hätten es doch nicht tun sollen, denn es fehlte nicht viel, daß es mir noch im letzten Augenblick unmöglich gemacht worden wäre, das Konzert zu besuchen.“

Rolf Reimers erwiderte lächelnd: „Ich wußte bestimmt, daß Sie kommen würden. Es gibt Ahnungen, die so tief verankert in unserer Seele sind, daß man sich nie über ihre Erfüllung täuscht. Bitte, geben Sie mir schnell Hut und Mantel, sonst wird man uns im

letzten Augenblick noch vor der Türe stehen lassen. Plätze erlaubte ich mir zu besorgen."

"Aber ich habe eine Karte. Sie bemühten sich doch gar zu fürsorglich um mich."

"Sollte ich denn durch die ganze oder die halbe Länge des Saales von Ihnen getrennt sein? Nein, zum Ritter Loggenburg taue ich nicht."

Er war geradezu übermütig, und es war unverkennbar, daß seine mit Knabenhafter Dfenherzigkeit zur Schau getragene Freude der jungen Ärztin wohlthat.

Während sie ihre Plätze einnahmen, sagte sie zu ihm: „Leider kann ich nur bis zum Schluß der Sinfonie bleiben. Ich erhielt eine dringende Aufforderung meines Vaters, ihn noch heute abend aufzusuchen. Selbstverständlich muß ich ihr folgen.“

Er dachte an das, was ihm Meta Krell einmal über die Lösung aller Beziehungen zwischen Vater und Tochter mitgeteilt. Es war also unwahr gewesen, wie vermutlich alles. Nachteilige, was sie ihm über den Rechtsanwalt Madelung gesagt hatte. Wenn ihn das mit Genugtuung erfüllte, so empfand er zugleich Hertas Mitteilung als betrübliche Enttäuschung.

„Wie schade!“ flüsterte er. „Dann gehe ich nach der Sinfonie natürlich auch.“

Sie verstummten, denn der Dirigent hatte den Taktstock erhoben, und die ersten Klänge einer unsterblichen Tondichtung rauschten durch den Saal. Es war der Gewaltigste unter allen Großen: Ludwig van Beethoven, der zu ihnen sprach. Und was sie genießen durften, war eines seiner herrlichsten Werke. Auf beider Gesichter stand es geschrieben, mit welcher Hingebung und Andacht sie es genossen. Herta Madelung schien

nicht nur ihre gleichgültige menschliche Umgebung, sondern auch den Mann an ihrer Seite, der ihr vielleicht schon nicht mehr gleichgültig war, bald vollständig vergessen zu haben. In sich versunken und in befreiendem Gelöstsein von allen Alltagsgedanken saß sie da, tief und ruhig atmend, und die schönen, schlanken Hände im Schoße gefaltet. Auch während der kurzen Pausen zwischen den einzelnen Sätzen bewahrte sie diese weltentrückte Haltung, als wolle sie verhindern, daß ein Blick oder ein Laut des Bildhauers ihre weihevollte Stimmung störe. Reimers dachte nicht daran, solchen Frevel zu begehen; er fühlte sich zwiefach beglückt durch die köstliche Musik, die alle Tiefen seiner empfänglichen Seele aufwühlte, und die Nähe des angebeteten Weibes, dessen edle Lieblichkeit er in Ehrfurcht bewundern durfte ohne Besorgnis, sie durch seinen anbetenden Blick zu belästigen. Die erhabene Schönheit des Tonwerkes und die sanfte menschliche Schönheit neben ihm flossen ihm in einen einzigen unaussprechlich wonnevollen Eindruck zusammen. Und wie ihm nichts von dem entging, was vom Podium her die von einem begnadeten Genius beseelten Instrumente zu ihm sprachen, so beobachtete er doch auch die kleinste Veränderung in Hertas Gesicht. Und es war ihm, als blicke er bis in die verborgensten Tiefen ihres Herzens, als lägen alle Reichtümer ihres Innern offen vor seinen Augen. Das Bewußtsein, sie weit über alles andere Irdische hinaus zu lieben, wurde ihm zu berauschernder Glückseligkeit. Er dachte nicht daran, ob ihn diese Liebe zu einem Taumel der höchsten Entzückungen führen, ob sie ihn in einen Abgrund bitterster Schmerzen reißen würde, er empfand allein nur die himmlische Süße des gegenwärtigen Augenblicks.

Zwei helle Tränen blinkten jetzt, ihr selber unbekannt, an Hertas Wimpern. Da wagte Rolf Reimers sacht und weich seine große, starke Rechte auf ihre gefalteten Hände zu legen, sie mit sanftem Druck umschließend. Und das Mädchen machte keine Bewegung, sie der linden Gefangenschaft zu entziehen. Sie wandte ihm den Kopf nicht zu, und ihre Wangen färbten sich nicht höher. Erst als wie eine klingende Offenbarung aus unerreichbar fernen, reineren Welten die letzten Akkorde verhallt waren und ihre Brust sich in einem tiefen Atemzuge hob, sah sie für einen Augenblick zu ihm auf. Er empfand den Ausdruck ihres Gesichtes wie eine stumme, mehr demütige als vorwurfsvolle Bitte, und langsam nahm er seine Hand zurück. Keines von ihnen sprach ein Wort. Schweigend erhoben sie sich von ihren Plätzen, und schweigend breitete Reimers draußen in der Kleiderablage den Mantel über ihre Schultern. Als wäre es ganz selbstverständlich, daß er sie begleite, traten sie auf die Straße.

Minuten ihrer gemeinsamen Wanderung waren verstrichen, als Herta mit leiser Stimme begann: „Was wäre unser Leben ohne die Erhebungen und Tröstungen durch die Musik! Manchmal ist mir's, als ob nur die Kunst unser Dasein lebenswert machte.“

„Der schönste Schmuck unseres Lebens ist sie auf jeden Fall. Allerdings nur dann, wenn wir sie mit dem rechten Inhalt zu füllen wissen. Nur dem, der an sich schon reich ist, vermag sie etwas zu geben. Was bedeutet das herrlichste Liebeslied für einen, dessen Herz nicht voll von Liebe ist! Und auf das hohe Lied der Liebe läuft doch am Ende alles hinaus — das tiefgründigste, gedankenreichste Meisterwerk wie die flüchtige Eingebung eines von Leidenschaft bewegten Augenblicks.“

„Ich weiß nicht, ob damit alles gesagt ist,“ erwiderte sie nachdenklich. „Jedenfalls könnte es im ganzen Umfang doch nur für die Musik gelten. Die künstlerischen Werke eines Bildhauers . . .“

„Das ist freilich etwas anderes,“ unterbrach Rolf die Worte des Mädchens. „Aber ich glaube, die besten unter ihnen sind doch auch zu allen Zeiten ein Hymnus an die Liebe gewesen. Das glaube ich sagen zu dürfen, daß meine schwachen Versuche von nun an nichts anderes mehr sein werden.“

„Ich wäre begierig, sie zu sehen, um Ihre Behauptung auf ihre Wahrheit zu prüfen.“

„Ich nehme Sie beim Wort. Wann darf ich Sie in meinem Atelier an der Platanenstraße erwarten?“

„Ja, geht denn das? Kann man so ohne weiteres zu Ihnen kommen? Sie sind doch nicht verheiratet.“

„Allerdings nicht. Aber in meinem Atelier bin ich nichts anderes als irgend ein Arbeiter in seiner Werkstätte oder ein Geschäftsmann in seinem Laden; und in einem solchen Falle würden Sie doch auch nicht fragen, ob er verheiratet ist, ehe Sie hingehen würden.“

Mit freundlichem Kopfnicken stimmte sie ihm zu.

„Es ist schwer, Ihnen zu widersprechen. Ich gestehe auch ganz offen, daß ich mich darauf freue, Sie an Ihrer Arbeit zu sehen. Ich dachte manchmal darüber nach, daß dies ein gutes Mittel sein könnte, einen Mann von einer wertvollen Seite seines Wesens kennen zu lernen.“

„Daß Ihnen daran gelegen ist, macht mich sehr froh. Wann werden Sie kommen?“

„Das kann ich im Augenblick nicht bestimmt sagen. Vielleicht könnte es mir in einigen Tagen möglich werden, vielleicht aber auch erst in einigen Wochen.“

Ich kann ja nie lange voraus mit Sicherheit über meine Zeit verfügen. Wenn es mir die Umstände erlauben, werde ich Ihnen vorher schreiben.“ Herta Madelung blieb stehen: „Nun bin ich am Ziel meines Weges. Drüben wohnt mein Vater.“

Reimers drängte sich noch eine Frage auf die Lippen, die sein Herz bewegte. So gewagt sie in diesem Augenblick auch sein mochte, er vermochte sie nicht zu unterdrücken.

„Als wir neulich miteinander über den Friedhof gingen, wurden Sie von einem Herrn begrüßt, den Sie nicht zu sehen schienen. Aber es stand klar und deutlich auf Ihrem Gesicht, daß Sie ihn dennoch gesehen hatten. Sollte ich mich darin getäuscht haben?“

„Nein, Sie haben richtig beobachtet. Weshalb fragen Sie mich danach?“

„Weil ich gerne wissen möchte, wer es gewesen ist. Ich vermute, daß dieser mir fremde Mann einmal von Einfluß auf Ihr Leben gewesen ist, und daß Sie Ursache haben, ihm zu grollen.“

„Seinen Namen dürfen Sie erfahren. Es ist der Staatsanwalt Doktor Lohmer. Er verkehrte viel bei uns, als ich noch im Hause meines Vaters lebte.“

„Und er — er stand Ihnen damals nahe?“

Abgewandten Antlitzes zögerte sie so lange mit der Antwort, daß er schon fürchtete, sie erzürnt zu haben. Als sie sich ihm wieder zukehrte, war nichts von Unwillen in ihren Zügen zu erkennen.

„Ja,“ sagte sie einfach. „Ich sehe keinen Grund, es zu verschweigen. Es gab eine Zeit, in der ich an die Möglichkeit dachte, seine Frau zu werden. Aber als er eines Tages um mich warb, wies ich ihn ab.“

„Weil Sie ihn doch nicht herzlich genug liebten, nicht wahr?“

„Darauf weiß ich nicht zu antworten. Der unmittelbare Grund ist ein anderer gewesen. Darüber kann ich nicht sprechen.“

Gesenkten Hauptes und mit traurigem Gesichtsausdruck stand Reimers vor ihr.

„Sie liebten ihn also doch,“ sagte er leise. „Und Sie lieben ihn wohl noch heute?“

Eine weiche, warme Hand berührte mit sanftem Druck die seine.

„Nein, ich liebe ihn nicht mehr. Und nun gute Nacht, Herr Reimers! — Auf baldiges Wiedersehen!“

Er sah, wie sie über den Fahrweg eilte und hinter der Türe eines stattlichen Hauses an der anderen Straßenseite verschwand. Wieder klang es wie Musik in seinen Ohren, aber es war eine Musik, die nicht von draußen, sondern aus den Tiefen seines Herzens kam.

„Der Herr Doktor ist noch in seinem Arbeitszimmer,“ berichtete das Mädchen, das Herta Madelung empfing. „Soll ich ihn rufen?“

„Nein, bemühen Sie sich nicht. Ich gehe zu ihm.“

Sie durchschritt den kurzen Verbindungsgang und klopfte an die kleine Tür.

„Herein!“ klang von drinnen eine müde, verzehleierte Stimme. Als sie das große, bis auf den winzigen Lichtkreis der Schreibtischlampe verdunkelte Gemach betrat, fragte Doktor Madelung: „Bist du's, Kind? Ist das Theater schon aus? Hat Herr v. Troskau dich nicht nach Haus begleitet?“

Netzt erst, als Herta ins Helle trat, erkannte er seinen Irrtum. Und er erhob sich, sie zu begrüßen.

„Ah, du bist's! Ich danke dir, daß du gekommen

bist. Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, dich heute noch zu sehen. Willst du ablegen? Und soll ich dir irgend etwas vorsehen lassen?"

"Ich danke, Vater! Spätestens um halb elf muß ich in der Klinik sein. Da höre ich wohl am besten hier, was du mir sagen willst."

Sie ließ sich auf das lederüberzogene Klubsofa nieder, und Madelung setzte sich an ihre Seite. Trotz aller Entfremdung flutete eine Woge heißen Mitleids aus Hertas Herzen auf, als sie ihren Blick auf dem verfallenden Antlitz des noch vor wenig Monaten so schönen und stattlichen Mannes ruhen ließ. Aber sie wußte, daß es ihm immer peinlich war, wenn sie sich nach seinem Gesundheitszustand erkundigte. Darum unterdrückte sie jede Bemerkung über sein Aussehen.

"Ich bin es seit langem gewöhnt, daß du wenig Zeit für mich hast," erwiderte er ohne Bitterkeit, aber in der müden Art, die sie noch tiefer beunruhigte, als die äußeren Anzeichen seines raschen Alterns. "Du kannst dir denken, daß ich dich nicht ohne triftigen Grund bemüht habe. Es hat sich jemand über dich beklagt."

"Über mich? Und bei dir? Wer kann das gewesen sein?"

"Doktor Lohmer."

"Ah!" fuhr sie erstaunt auf. "Er war hier? Du hast dich mit ihm ausgesöhnt?"

"Waren wir denn Feinde? Es ist doch nichts anderes zwischen uns geschehen, als daß er eines Tages ohne jede Erklärung fortblieb. Aber er ist nicht bei mir gewesen. Wir trafen uns gestern in der Wandelhalle des Justizgebäudes und unterhielten uns eine Weile. Da die Annäherung von ihm ausging, durfte ich sie mir gefallen lassen."

„Und worüber hat er sich beklagt?“

„Er sagte, du seist ihm jüngst bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße mit fränkender Absichtlichkeit begegnet. Du hättest seinen Gruß vorsätzlich übersehen. Und er fragte zugleich, ob man mir gratulieren dürfe.“

„Wozu?“

„Zu deiner Verlobung. Die eifrige, vertraute Art, wie du dich mit einem jugendlichen Begleiter unterhieltest, brachte ihn auf die Vermutung.“

In Hertas Augen flammte es auf.

„Das sieht dem Herrn Staatsanwalt ähnlich. Das, was du seine Annäherung nennst, geschah offenbar nur in einer Absicht, die für dich und mich fränkend ist, und es war auch sicher so gemeint.“

„Nein, den Eindruck gewann ich nicht. Er schien viel eher beunruhigt und bekümmert. Daß ich ihn über seinen Irrtum aufklären konnte, schien offenbar eine große Erleichterung in ihm hervorzurufen.“

„Verzeih! Ich finde, daß die Aufklärung sehr überflüssig war. Was kann es den Herrn Staatsanwalt kümmern, ob ich mit einem Herrn über die Straße gehe, und ob ich willens bin, mich zu verloben?“

„Nun, wenn es ihn nicht kümmert, so kümmert es doch vielleicht mich. Wer war der junge Mann, von dem er sprach?“

„Ein Herr Reimers, den ich am Bett einer Patientin in der Klinik kennen lernte.“

„Doch nicht der Bildhauer dieses Namens?“

„Du kennst ihn, Vater?“

„Nicht aus seinen Werken, von denen ich noch nichts gesehen habe. Aber ich hörte gelegentlich von einem

Bildhauer Reimers, der als Schüßling und Kostgänger der Frau v. Rippler auf ihrem Gartengrundstück in der Matanenstraße lebt. Soviel ich weiß, ein armer Teufel, der sich nur durch die Wohlthätigkeit der wunderlichen alten Dame über Wasser hält."

"Solltest du da nicht falsch unterrichtet sein? Ich kenne die Verhältnisse des Herrn Reimers nicht, aber den Eindruck eines Menschen, der auf fremde Kosten lebt, hat er mir nicht gemacht."

"Es ist ja auch gleichgültig. Die Absicht, dich mit ihm zu verloben, hast du doch nicht?"

"Ich will mich überhaupt nicht verloben. Mein Beruf füllt mich vollständig aus."

"Trotzdem wird es auch für dich Zeit, ans Heiraten zu denken. Du solltest deiner so viel jüngeren Schwester nicht den Vortritt lassen."

"Höre ich recht? — Liselotte soll heiraten?"

"Es ist allerdings ein Bewerber da, der sich mit sehr ernstern Absichten und großen Hoffnungen zu tragen scheint."

"Ein Bewerber, den Liselotte liebt?"

"Danach werde ich sie erst dann fragen, wenn es zu einem unzweideutigen Antrag kommt. Soweit ich mich auf die Beurteilung solcher Dinge verstehe, scheint er ihr nicht gleichgültig zu sein."

"Gewiß wirst du sie nur einem guten und tüchtigen Manne geben. Ich dürfte mich da höchstens einmischen, wenn Liselotte mir freiwillig ihr Vertrauen schenken würde. Und das hat sie bis jetzt nicht getan."

"Es liegt auch alles noch im Schoße der Zukunft. Und nicht von ihr wollte ich sprechen, sondern von dir."

"Was sollte es da zu besprechen geben, lieber Vater?"

Ich denke nicht ans Heiraten. Und ich habe auch gar keinen Bewerber.“

„Weil du dich freiwillig in diese Klinik eingesperrt hast wie in ein Kloster. Es war eine eigensinnige Handlung, ein Schritt, den ich nie verstehen werde. Als ich meine Einwilligung zu deinem medizinischen Studium gab, hielt ich deinen Wunsch für eine unschädliche Mädchenlaune, und ich glaubte, das Studium würde dir bald genug überdrüssig werden. Hätte ich geahnt, mit welcher Zähigkeit du dich daran klammern würdest, hätte ich gewiß beizeiten Einhalt geboten. Daß ich mit der Annahme der Arztstelle im Krankenhause nie einverstanden gewesen bin, weißt du.“

„Ist es wirklich notwendig, auf diese Dinge zurückzukommen, Vater? Es ist nun einmal geschehen und nichts mehr daran zu ändern.“

„Die wahren Gründe deines sonderbaren Entschlusses habe ich ja nie kennen gelernt. Ich nahm damals im stillen an, daß eine unglückliche Liebe dich dazu bestimmt haben könnte. Und jetzt kann ich's ja aussprechen, daß ich die Person des Doktor Lohmer damit in Verbindung brachte. Er bemühte sich offenkundig um dich, und es machte nicht den Eindruck, als ob er dir unangenehm gewesen wäre. Mit einem Male war er fortgeblieben — ohne begreiflichen Grund und ohne jede Erklärung. Gleichzeitig wolltest du nicht länger in deinem Vaterhause bleiben. Als ich den ebenso raschen als unüberlegten und törichten Schritt verhindern wollte, beriefst du dich auf deine Volljährigkeit. Bei meiner Rückkehr von einer Reise fand ich dich nicht mehr unter meinem Dache. Und seitdem hieltest du es für angebracht, mich fast wie einen Fremden zu behandeln.“

„Muß ich dir erst sagen, daß du mir mit dieser letzten Behauptung unrecht tust? Sage mir doch ganz offen, lieber Vater, ob ihr beide, Liselotte und du — seit unserer Trennung wirklich Sehnsucht nach mir empfunden habt.“

„Ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Und was deine Schwester angeht, so weißt du, daß sie dir immer mit heillosem Respekt vor deiner Klugheit und Gelehrsamkeit gegenüberstand. Sie ist ein lebenslustiges, frohgemutes Geschöpf und fürchtete immer, mit ihrer ungebundenen und unbekümmerten Natürlichkeit bei dir Anstoß zu erregen. Aber ich fühle klar und deutlich, wir sind im Begriff, uns zu verirren. Genug also davon. Ich habe aus Doktor Lohmers Benehmen bei unserer gestrigen Begegnung den Schluß gezogen, daß er noch immer nicht aufgehört hat, an deiner Person Anteil zu nehmen. Ich will dich nicht fragen, was damals zwischen euch vorgefallen ist, denn ich weiß ja, daß ich dein kindliches Vertrauen leider nicht besitze. Alles, was ich mir da zusammenzureimen suche, sind am Ende doch nur ungewisse und unzulängliche Vermutungen. Ich muß dir gestehen, daß ich mich mit meiner Unwissenheit gestern ihm gegenüber in einer fast kläglichen Rolle gefühlt habe.“

Doktor Madelung sprach gegen seine Gewohnheit unsicher und hastig. Es wollte ihm offenbar nicht gelingen, den Faden so fortzuspinnen, wie es eigentlich seine Absicht gewesen war. Herta empfand, daß er nicht auszusprechen wagte, was er zu sagen wünschte, und sie fühlte das Bedürfnis, dieses peinlich tastende Gespräch, dessen Zweck sie nicht begriff, zu enden.

„Was zwischen Lohmer und mir vorgefallen, ist kurz erzählt. Er bat mich, seine Frau zu werden, und ich lehnte es ab.“

Doktor Madelungs Züge spannten sich; ungeduldige Erwartung ließ seine Haltung straffer, seine Bewegungen lebhafter werden: „So hat mich meine Annahme doch nicht betrogen; aber ich konnte es kaum für möglich halten. Du hattest ihn also sozusagen am Narrenseil herumgeführt. Denn daß dein Verhalten ihm ein Recht gegeben hatte, auf dein Jawort zu hoffen, mußtest du dir doch sagen.“

„Ich lernte ihn erst endgültig im Augenblick seiner Bewerbung kennen. Und von dieser Stunde an wäre es mir unmöglich gewesen, ihm anzugehören.“

„Das verstehe ich nicht. Es ist doch undenkbar, daß er sich dir gerade bei solchem Anlaß in einem besonders ungünstigen Licht gezeigt haben sollte.“

„Ich mag mich darüber nicht weiter aussprechen. Es liegt hinter uns und ist längst unabänderlich geworden.“

„Doktor Lohmer scheint es nicht so anzusehen. Nach meiner Überzeugung ist es ganz in deine Hand gegeben, alles wieder ins reine zu bringen.“

„Ich denke nicht daran. Ja, ich bin im innersten Herzen froh, daß es so und nicht anders gekommen ist. Und du solltest mir keinen Vorwurf machen, daß ich so gehandelt habe. Es muß dir genug sein, daß ich Lohmer keine andere Antwort geben konnte und geben durfte.“

„Aber du würdest es vielleicht nicht getan haben, wenn du geahnt hättest, daß du mir damit schweren Schaden zufügest.“

„Schaden? Wie wäre das möglich?“

„Es war nicht gleichgültig für mich, Lohmer zum Feind zu haben. Die Folge hat es gelehrt. Seitdem er das Amt des Staatsanwalts bekleidet, hat er Waffen

in der Hand, deren Schärfe ich oft empfindlich genug habe spüren müssen.“

„Das sind Dinge, von denen ich nichts verstehe. Und ich glaube bestimmt sagen zu dürfen, meine Zustimmung hätte wenig daran geändert.“

„Du mußt mir erlauben, darüber anderer Meinung zu sein. Und es wäre für dich nicht schwer, die Probe darauf zu machen. Willst du mir eine Bitte erfüllen, Herta — eine herzliche väterliche Bitte?“

„Sede, die nicht Unmögliches von mir fordert.“

„Nein, unmöglich ist es gewiß nicht. Die juristische Montagsgesellschaft feiert in einigen Tagen ihr Stiftungsfest. Ich habe die Absicht, es mit Liselotte zu besuchen und ich möchte dich bitten, mich ebenfalls zu begleiten.“

„Es ist schwer für mich, mich frei zu machen. Und ich habe keine Freude an solchen Festen.“

„Das sind Ausflüchte. Ich weiß, daß du Urlaub erhältst, wenn du darum ersuchst. Und es handelt sich nicht so sehr um das Fest, als darum, daß du Lohmer auf gewissermaßen neutralem Boden begegnest. Vielleicht bietet sich Gelegenheit, die Mißverständnisse aufzuklären, die ihn dir entfremdet haben, denn um anderes als Mißverständnisse kann es sich doch nicht handeln. Er ist ein Mann, gegen den sich ernstlich nichts einwenden läßt. Und wenn er dir früher sympathisch war, kann er dir nicht durch ein unüberlegtes oder falsch verstandenes Wort mit einem Male widerwärtig geworden sein. Es kommt nur darauf an, daß du ihn durch freundliche Haltung ermutigst, sich auszusprechen, wie er es nach meiner Überzeugung wünscht.“

„Unmöglich! Ich könnte es nicht über mich bringen, ihm freundlich zu begegnen, am wenigsten nach dem, was ich eben von dir gehört.“

Madelung fuhr sich mit der Hand durch das Haar. Er suchte, ruhig und beherrscht zu erscheinen, obwohl er deutlich empfand, wie schwer es ihm wurde, Haltung zu bewahren. Leicht warf er hin: „Was soll das heißen? Was habe ich denn gesagt?“

„Du sagtest, er sei dir durch meine Abweisung feindselig gesinnt geworden, und wenn ich recht verstanden habe, scheint sich diese Gesinnung sogar im beruflichen Verkehr zwischen dir und ihm bemerkbar zu machen.“

„So schroff habe ich die Lage der Dinge denn doch nicht dargestellt. Aber nehmen wir an, daß es in Wirklichkeit so wäre, könnten diese Umstände für dich ein Grund sein, mir deine Hilfe zur Wiederherstellung eines besseren Verhältnisses zu verweigern? Daß ich mich nicht ohne zureichenden Anlaß als Bittender an dich wende, dürftest du doch imstande sein zu begreifen.“

„Ich kann nicht verstehen, was eine Aussprache zwischen mir und Lohmer nützen sollte, an der dir so viel gelegen scheint, daß du sie so hartnäckig herbeizuführen suchst? Ich habe Lohmer nichts abzubitten und könnte ihm, wenn es zu erneutem Fragen käme, doch nur die gleiche Antwort geben.“

Der Rechtsanwalt erhob sich rasch und ging, offensichtlich außer Fassung gebracht, mit unstillen Schritten im Zimmer hin und her. Plötzlich blieb er mit einer jähen Wendung stehen und sagte in einem Ton, dessen Bitterkeit schneidend klang: „Das ist der Dank, den wir von unseren Kindern zu erwarten haben. Doch was wäre da weiter zu sagen. Es ist leider das Alltägliche. — Wir wollen nicht weiter darüber reden.“

„Warum zürnst du mir, Vater? Es ist doch ganz undenkbar, daß Doktor Lohmers feindselige Gesinnung, wenn er den Mut finden würde, sie dir gegenüber

zu zeigen, von ernstlicher Bedeutung für dich sein könnte."

Mit finster gefalteter Stirn blieb Madelung vor seiner Tochter stehen. Hart und rauh klang seine sonst so beherrschte Stimme: „Ich will dir sagen, was die Mißstimmung Lohmers gegen mich bedeutet. Es ist kein Zweifel daran möglich, daß er mich zu ruinieren vermag. Mit meinem Ruin sind auch die Zukunftshoffnungen deiner Schwester zerstört."

„Unmöglich! Verzeih mir, Vater, aber deine Überlegung scheint dich verlassen zu haben. Auch wenn er den Willen besäße, dir vorsätzlich zu schaden, woher sollte er die Macht dazu nehmen?"

„Seine amtliche Stellung bietet ihm dazu Hilfsmittel und Möglichkeiten genug." Nach sekundenlangem Ringen entschloß Madelung sich zum Äußersten. Ohne Umschweife begann er von neuem: „Du stehst mir nahe genug, daß ich mit deiner Verschwiegenheit sicher rechnen kann; ich darf es wagen, aufrichtig gegen dich zu sein. Meine Lage ist geradezu verzweifelt. Ich sehe keinen Ausweg mehr für mich. Einem Verteidiger in Strafsachen ist es nicht immer möglich, allzu ängstlich zu Werke zu gehen, wenn es sich darum handelt, einen Klienten mit Erfolg zu verteidigen. Durch seine meist viel weitergehende Einsicht in die Lage der Dinge muß er jeden Fall, der ihm vorliegt, unter einem anderen Gesichtswinkel ansehen, beurteilen und behandeln, als dies von seiten der Anklage geschehen kann und geschieht. Ein Verteidiger darf kein Mittel, das ihm zu Gebote steht, unversucht lassen, wenn es ihm gelingen soll, seinem Mandanten dadurch nützlich zu werden. Darüber ließe sich sehr viel sagen. Und nicht immer Erbauliches. Ich möchte nur betonen, daß man in vielen

Fällen die Fehlerhaftigkeit unserer strafgerichtlichen Einrichtungen dafür verantwortlich machen kann. So wie es nun einmal ist, geht es bei diesem Bemühen nicht immer ohne kleine Verstöße gegen das ab, was man als höhere Moral bezeichnen muß. Nicht selten ist es die greifbare Befangenheit der öffentlichen Ankläger, die uns Verteidiger zu solchem Verhalten und Vorgehen geradezu zwingt. Jeder Staatsanwalt sieht es mehr oder weniger doch immer als persönlichen Mißerfolg und nicht allzu selten sogar als beschämend empfundene Niederlage an, wenn es ihm trotz allem nicht gelungen ist, die Verurteilung eines Angeklagten durchzusetzen. Statt vorurteilslos und ohne Voreingenommenheit gegen Angeklagte und Zeugen einzig und allein die Wahrheit an den Tag zu bringen, sucht er lediglich danach, Schuldbeweise aufeinander zu häufen. Für ihn besteht von vornherein als wichtigster Teil seiner Tätigkeit die Feststellung von Verdachts Umständen und die Beibringung von Belastungszeugen. Um seine Stellung in dieser Hinsicht zu stärken, bietet er allen Scharffinn und je nach Notwendigkeit und persönlicher Befähigung seine Beredsamkeit auf, um seinen Standpunkt als Ankläger so stark als möglich zu machen. Dadurch wird auch die Verteidigung nicht selten genötigt, ihre Aufgabe nicht weniger einseitig und schroff aufzufassen. Um je nach Umständen einem verhängnisvollen Justizirrtum vorzubeugen, muß der Verteidiger unbedenklich und entschlossen überall zugreifen, wo sich ihm auch nur der Schatten eines Beweises oder ein Zeugnis für die Schuldlosigkeit eines Angeklagten darzubieten scheint. Ich nehme an, du wirst verstehen, was ich damit sagen will.“

„Ich hörte dich früher ähnliches behaupten, aber ich begreife im gegebenen Augenblick nicht, was ...“

„Du wolltest sagen, was diese ungesunden Zustände mit meinem Verhältnis zu Lohmer zu schaffen haben. Geduld! Ich werde es dir, so kurz ich mich zu fassen vermag, erklären. Wir Anwälte unterstehen nicht nur wie jeder andere Staatsbürger den Bestimmungen des Strafgesetzbuches, die jederzeit gegen uns angewendet werden können, sondern außerdem noch einer besonderen Gerichtsbarkeit, die durch die Anwaltskammern, durch Vertretung unserer eigenen Standesgenossen, ausgeübt werden kann. Verstöße gegen unsere Berufspflichten können von diesem Forum, vor dem die Anklage ebenfalls durch die Staatsanwaltschaft vertreten wird, mit Verweisen, mit Geldstrafen, in schwereren Fällen sogar mit dauernder Ausstoßung aus dem Anwaltsstande geahndet werden. Ein Angeschuldigter, gegen den sich während des Ganges der Verhandlung der Verdacht erhebt, daß er sich nicht nur gegen die Berufsehre, sondern auch gegen das Strafgesetz vergangen habe, muß dem ordentlichen Gericht übergeben werden, und ist damit selbst für den Fall einer späteren Freisprechung bürgerlich so gut wie tot. Ein von seiner Kammer eingeleitetes Verfahren bedeutet darum auch bei verhältnismäßig harmlosen Anlässen das Fatalste und Bedenklichste, was einem Anwalt überhaupt widerfahren kann. Geschieht dies in ernsthaften Fällen, ist es um seine gesellschaftliche Stellung getan, und die wirtschaftliche Vernichtung ist die notwendige Folge.“

In wachsender Unruhe folgte Herta seinen bei aller scheinbaren Ruhe von tiefer Erregung durchzitterten Worten. Nun sagte sie unsicher: „Von einem solchen Verfahren kannst du doch nicht bedroht sein.“

Doktor Madelung war an den Schreibtisch getreten. Unruhig nahm er einen Stoß seiner Aktenhefte auf und

legte ihn zwecklos an eine andere Stelle. Sich gewaltsam beherrschend, sagte er leichtthin: „Es ist so. Aber nicht so sehr durch meine eigene Schuld als durch die meines langjährigen Bureauvorstehers Kaska. Wenn mich ein Vorwurf trifft, so ist es der, dem Manne in wohlberechtigtem Vertrauen auf seine erwiesene Tüchtigkeit, geschäftliche Erfahrung und Gewandtheit zu viel Freiheit gelassen zu haben. Auch den Vorwurf habe ich mir selbst zu machen, zu spät dahinter gekommen zu sein, daß er seine Vertrauensstellung, vielfach unverantwortlich handelnd, mißbraucht hat. Vielleicht ist dies in der begreiflichen Absicht geschehen, mir damit zu nützen, aber, wie ich leider jetzt in schwerster Sorge erkennen muß, mit dem ausgesprochensten entgegengesetzten Erfolg. Durch Kaskas eigentümliches Verhalten sind in meiner Praxis Dinge möglich geworden, die so merkwürdig und geradezu gesagt so zweifelhafter Natur sind, daß ich bekennen muß, sie hätten nie geschehen dürfen. Und ich bin für alles verantwortlich; natürlich muß ich auch dafür die volle Verantwortung tragen, woran ich wissentlich keinen Anteil hatte. Unmöglich kann ich die Schuld auf Kaska abzuwälzen suchen, weil ich mich auch damit nur selbst einer weiteren Pflichtvergessenheit bezichtigen würde. Man fand es für geboten, ein Ermittlungsverfahren gegen mich einzuleiten. Ob es mit der Erhebung einer öffentlichen Anklage endet, wird außer durch die gegebenen Tatsachen hauptsächlich vom guten oder bösen Willen desjenigen abhängen, der das Verfahren leitet.“

„Verstehe ich dich recht, so wird es Doktor Lohmer sein, dem die Erhebung der Anklage zusteht, wenn es so weit kommen sollte.“

„Du sagst es.“

„Das wäre schrecklich, Vater, wenn du durch fremde Schuld in solche Gefahr kommen solltest. Wenn dein Gewissen rein ist, woran . . .“

„Kein Wort davon! Ich sagte dir, daß ich unter allen Umständen die volle Verantwortung zu tragen habe. Ich weihte dich nicht zu dem Zweck in meine Lage ein, um wohlgemeinte Versicherungen und Tröstungen zu hören. Daran kann mir in dieser ernstesten Stunde nichts gelegen sein. Es kann sich nur darum drehen, ob du mir helfen willst oder nicht.“

„Wenn es wirklich zu einer Anklage kommen sollte, woran ich nicht glauben kann, was könnte dir dann geschehen?“

„Das läßt sich im Augenblick nicht vorher sagen. Der Ausgang hängt naturnotwendig ganz von der Beschaffenheit der belastenden Umstände und Zeugnisse ab, die Lohmer zusammenzubringen vermag. Es könnte im günstigsten Falle möglich werden, daß aus Mangel an offenbaren Schuldbeweisen ein mehr oder weniger unklarer Entscheid fallen könnte; doch das sind durch nichts berechnete Hoffnungen. Richtiger ist es, wenn ich annehme, daß ich unter allen Umständen das Schlimmste zu fürchten habe. Je nachdem sich die Beweise gegen mich häufen, muß eine Lage entstehen, die es mir unmöglich machen wird, die entscheidende Stunde zu überleben.“

„So darfst du nicht sprechen, Vater! Solche Worte darfst du mir nicht sagen. Wie soll es mir möglich werden, überhaupt noch einen klaren Gedanken zu fassen, wenn du mich mit solchen Schreckbildern ängstigst!“

„Ich muß die Lage so ernst als möglich ansehen. Die Umstände zwingen mich dazu. Wenn es mit einem Pistolenschuß abgetan wäre, darüber würde ich hinweg-

Kommen müssen. Wäre dies die leichteste Lösung, dann hätte ich dich nicht schon heute zu beunruhigen brauchen. Wenn ich es dahin kommen lasse, mit Schimpf und Schande aus dem Anwaltstande ausgestoßen zu werden, zerrinnen aber Liselottes Heiratsaussichten in nichts. Statt die Frau eines sehr reichen Mannes zu werden, worauf sie die besten Hoffnungen hätte, wird sie als die Tochter eines wirtschaftlich zusammengebrochenen, bettelarmen Mannes dastehen — bei ihrer Hilflosigkeit der bittersten Not preisgegeben, oder wird die leichte Beute des ersten besten Halunken.“

„Steht die Liebe des Mannes, der jetzt um sie wirbt, auf so schwachen Füßen? Liselotte ist doch ohne Schuld an all dem Furchtbaren, das dich, wie ich noch immer glaube, schuldlos treffen kann.“

„Danach wird in der Welt, in der wir leben, niemand fragen. Die Frage liegt hier anders. Bin ich geächtet und ausgestoßen, so seid ihr es auch. Das ist der Standpunkt, den man einnehmen wird.“

„Ich stehe anders zur Welt, Vater. Ich lasse mich nicht durch das Urtheil gewöhnlicher Menschen beeinflussen. Ich stehe zu fest auf meinen eigenen Füßen, um dem zu erliegen. Ich weiß wohl, daß Liselotte schwach und hilflos ist; sie ist leider nicht ernst genug für das Leben und seine Härten erzogen worden. Ihre ganze Jugend war nichts als ein leichtfertiges Spielen mit Nichtigkeiten. Sie mußte verzweifeln, wenn sie unerwartet in Kampf und Not hinausgestoßen würde!“

„Wenn du das so deutlich erkennst, fühlst du dich dann nicht dazu bestimmt, sie davor zu bewahren?“

„Darauf, daß ich ihr nach besten Kräften beistehen werde, kann sie mit Gewißheit rechnen.“

„So ist es nicht gemeint. Du sollst ihr den Kampf

nicht erleichtern, du kannst ihn ihr ersparen. Wenn du dich mit Lohmer verständigst, wenn es zu einem Verlöbniß zwischen euch kommt, habe ich nichts mehr zu fürchten. Er versteht es meisterhaft, sein Anklagematerial zu sichten und zu gruppieren. Hat er den festen Willen, mich zu schonen, so wird alles Belastende ein harmloses Gesicht annehmen und alles Gefährliche sich verflüchtigen.“

„Bist du auch gewiß, daß dich deine Auffassung nicht täuscht? Sollte es möglich sein, daß er dir Andeutungen gemacht haben könnte, die so zu verstehen wären?“

„Wie kannst du solche Gedanken äußern! Nicht die leiseste Möglichkeit dieser Art wäre ernstlich zu glauben. Davon, daß gegen mich ein Verfahren schwebt, war zwischen uns mit keinem Laut die Rede.“

„So hart es klingt, Vater, daß du dich irrst, ich muß es dir doch sagen. Das Opfer, das du von mir verlangst, würde umsonst gebracht sein. Auch als mein Verlobter würde Doktor Lohmer nicht um eines Haares Breite von dem abweichen, was er für seine Pflicht hält.“

Ungläubig fragte Madelung: „Woher nimmst du die so entschieden ausgesprochene Gewißheit dieser Annahme?“

„Aus der Art, in der er mir seine Hand anzubieten wagte. Jetzt erst ist es mir klar geworden, warum er sich so benahm, daß ich ihn abweisen mußte. Und du nützigst mich, dir die ganze Wahrheit zu bekennen, die ich bisher verschwieg. Er wollte mich zu seiner Frau machen unter der ausdrücklich gestellten Bedingung, daß ich mich vollständig von dir lossagte. Er behauptete, mich zu lieben; aber er sagte mir klar und unmißver-

ständig, daß er der Verbindung mit mir nicht sein Ansehen und seine künftige Laufbahn zum Opfer bringen dürfe. Ich will und kann dir in dieser traurigen Stunde nicht wiederholen, auf welche Weise er seine Besorgnis begründete. Es muß dir genügen, wenn ich dir sage, es war genug für mich, ihn kurz und bestimmt abzuweisen.“

Herta sah, wie niederschmetternd ihre Worte auf den Vater wirkten. Gebrochen hatte er sich in den Schreibstisch fallen lassen. Und es wahrte lange, bis er sich zu einer Erwiderung aufraffte.

„Das hatte ich allerdings nicht erwartet. Er sah also schon damals voraus, was in absehbarer Zeit über mich hereinbrechen würde, und war entschlossen, mich nicht zu schonen, auch nicht als mein Schwiegersohn. Dann gibt es für mich kaum mehr einen Ausweg.“

„Auf Doktor Lohmers Wohlwollen darfst du keine Hoffnung setzen. Aber steht dir denn gar kein anderer Weg mehr offen? Kannst du nicht der drohenden Gefahr vorbeugen, indem du deine Anwaltstätigkeit freiwillig aufgibst?“

Doktor Madelung wehrte verzweifelt ab: „Das wäre der Zusammenbruch nur in anderer Form. Was könnte es helfen, jetzt noch etwas vor dir zu verschweigen! Es steht schlimmer, als du denken kannst. Ich bin überschuldet und habe nicht die geringste Rücksicht mehr von meinen Gläubigern zu erwarten, wenn ich mich durch einen Schritt wie diesen selbst erwerbslos mache. Auch Liselottes Heirat würde damit zerstört werden. Du siehst, es ist auf jeden Fall das Ende — so oder so.“

„Hast du mit Herrn Kaska über deine Lage gesprochen?“

„Ich bin gewiß, daß er sie genau kennt. Sein Be-

tragen ist so merkwürdig, daß ich nicht Flug aus ihm werde. Er ist nicht aufrichtig gegen mich. Ja, ich habe in der letzten Zeit zuweilen den unabwehrbaren Eindruck gehabt, daß er mir geradezu feindlich gesinnt ist. Auf keinen Fall läge es in seiner Macht, mir irgendwie zu helfen."

"Dann bleibt wohl kaum anderes übrig, als dem Unabwendbaren festen Mutes entgegenzugehen. Nein, laß mich aussprechen, Vater!" beharrte sie, als Madelung eine ungeduldig abwehrende Bewegung machte. "Ich danke dir für das Vertrauen, das du mir in dieser Stunde geschenkt hast; ich will es erwidern. Laß mich mit voller Offenheit sprechen. Ich fühlte mich schon seit Jahren nicht mehr glücklich in deinem Hause. So unerfahren ich auch sein mochte, ich fühlte doch, daß die Dinge hier einem verhängnisvollen Ende zutrieben. Als deine Tochter durfte ich dir darüber nichts sagen. Wie schwer ich darunter leiden mußte, kannst du dir kaum vorstellen. Und zuletzt wurde es mir unerträglich. Deshalb nahm ich die Stellung im Krankenhaus an und hielt mich seither von dir und Liselotte fern. Aber ich bin darum doch dein Kind geblieben, und ich bin mit tausend Freuden bereit, meine Pflichten zu erfüllen. Mag kommen was will, du wirst darum nie allein und verlassen sein. Liselotte und ich, wir werden dir helfen, auf den Trümmern des alten ein neues Leben aufzubauen. Und ich sehe nicht ein, warum es nicht ein besseres und glücklicheres sein könnte."

Mit einem schwachen Versuch zu lächeln, nickte er ihr zu: "Du bist tapfer, und ich zweifle nicht, daß du es aufrichtig meinst; aber damit ist mir nicht geholfen. Es tut mir leid, daß ich dich zur Mitwisserin meiner Sorgen gemacht habe. Mein Fehler war es, von der

irrigen Voraussetzung auszugehen, daß es in deine Hand gegeben sei, mir beizustehen. Nun, da ich weiß, daß dir das unmöglich ist, sollst du dir auch meine Bedrängnisse nicht mehr zu Herzen nehmen. Den Kampf um meine Existenz, den ich jetzt zu führen habe, führe ich am besten allein. Darüber, was nach einem Zusammenbruch zu geschehen hätte, können wir später reden."

"Versprich mir, daß du mir auch künftig dein Vertrauen schenken wirst, daß du nichts Entscheidendes tun wirst, ohne mit mir zu sprechen. Ich könnte nicht ertragen, in ständiger Angst um dich zu leben!"

"Ich verspreche dir's. Vielleicht ist alles nicht so hoffnungslos, als es mir jetzt in meiner augenblicklichen Müdigkeit scheinen will. Habe ich schon so vielen anderen aus schlimmeren Lagen herausgeholfen, warum sollte es nicht gelingen, wenn es sich um mich selbst handelt? Und nun lasse es für diesen Abend genug sein. Es soll mich freuen, wenn du dich bald wieder nach mir umsiehst."

Madelung wollte offenbar allein sein, und Herta wußte nichts mehr zu sagen. Als sie ihm die Hand zum Abschied reichte, küßte er sie wie in den Tagen ihrer Kindheit auf die Stirn.

Da überwältigte sie die so lange mühsam niedergehaltene Erregung. Schluchzend warf sie sich an seine Brust: „Vater! — Lieber, armer Vater!"

Zärtlich streichelte er ihre Schulter.

"Laß es gut sein, Kind! Vielleicht bauen wir uns auf Trümmern wirklich noch einmal gemeinsam ein neues, besseres Leben auf. Es ist mir ein Trost, zu wissen, daß ich dich nicht verloren habe."

Mit kammerschwerem Herzen zog Herta die Thür des Arbeitszimmers hinter sich zu und ging in die Privat-

wohnung hinüber, wo sie ihre eben heimgekehrte Schwester traf. Als liebevollende Verkörperung blühendster Jugend kam ihr Liselotte mit hellen Augen und rosig überhauchten Wangen entgegen.

„Wie schade, daß ich heute nicht daheim war! Wie gern hätte ich mit dir geplaudert! Es ist so selten, daß du uns besuchst. Du bleibst doch noch ein Weilchen?“

„Meine Zeit ist leider um. Ich hörte, daß du im Theater warst. Hast du dich gut unterhalten?“

Liselotte schien etwas verlegen, als sie erwiderte: „Ich war nicht im Theater. Allerdings hatte ich es Herrn v. Troskau versprochen; aber ich habe ihm rechtzeitig abgesagt. Ich war bei Kasas; der Baumeister hat mich nach Hause begleitet.“

„Ohne Vorwissen des Vaters?“

„Papa weiß allerdings nichts davon, aber es war doch gewiß kein Unrecht. Ich hörte, daß es Frau Kaska nicht gut geht; sie leidet neuerdings arge Schmerzen. Da war es doch wohl meine Pflicht, sie aufzusuchen. Und wir haben uns verplaudert. Oswald war da. Er ist ein so rührend liebevoller Sohn. Und ich finde ihn wirklich nett.“

„Trotz deiner Voreingenommenheit für diesen Herrn v. Troskau, mit dem du ins Theater gehen wolltest?“

„Ach, ich hatte von vornherein wenig Lust dazu. Aber Vater sieht es ungern, wenn ich ihm etwas abschlage. Er hält so viel von ihm.“

„Du nicht auch, Liselotte?“

„Wenn du versprichst, mich nicht zu verraten, sag ich dir: ich mag ihn gar nicht mehr leiden. Er ist eingebildet und langweilig.“

„Anfangs aber gefiel er dir doch gut?“

„Ach ja! Ich ließ mich von seinen guten Manieren

bestechen und von seinen vermeintlichen Talenten. Außerdem war er von den jungen Herren, die wir kennen, immer noch der unterhaltendste. Aber wenn man erst einmal einen wirklich klugen Menschen kennen gelernt hat . . .“

Sie hielt errötend inne, als schäme sie sich, etwas Unüberlegtes gesagt zu haben. Vertraulich legte Herta den Arm um ihre Schulter: „Hast du ihn kennen gelernt, Schwesterchen? Und wer ist es?“

„Ach, es fuhr mir nur so heraus, und du darfst dir nichts dabei denken. Oswald Kaska und ich, wir sind doch alte Freunde.“

„Der Baumeister also? Er hat sich, wie es scheint, inzwischen nicht zu seinem Nachteil verändert?“

„Nein! Er ist ein Mann, zu dem man mit Hochachtung emporschauen muß, obwohl er nichts aus sich macht. Im Gegensatz zu diesem abgeschmackten Herrn v. Troskau, der mir immer mehr vorkommt wie ein schlechter Schauspieler. Ich wollte, der Vater würde ihn nicht so oft zu uns ins Haus bitten.“

„Hast du diesen Wunsch noch nicht gegen ihn geäußert?“

„Ich wage es nicht, weil er eine so gute Meinung von ihm hat. Er wird jedesmal beinahe ungehalten, wenn ich etwas an ihm auszusetzen finde.“

„Heiraten möchtest du also Herrn v. Troskau nicht?“

„Heiraten? Ums Himmels willen! Nicht einen Monat würde ich es mit ihm aushalten. Wenn wir miteinander allein sind, wissen wir uns ja schon jetzt nichts mehr zu sagen. Oswald Kaska kann man stundenlang zuhören! Und immer nimmt man von ihm etwas Gutes und Schönes mit sich.“

„Auch ich habe ihn stets für einen wackeren und tüchtigen Menschen gehalten.“

„Nicht wahr?“ rief Liselotte freudig. „Und das ist doch etwas viel Besseres als Schick und Eleganz. Ich kann dir nicht sagen, Herta, wie widerwärtig mir allmählich all die sogenannten Kavaliere geworden sind, die bei uns verkehren.“

„Es freut mich, das zu hören. Und wenn der Vater dich einmal um deine Meinung über Herrn v. Troskau befragt, solltest du sie ihm ganz offen sagen. Man kann nicht wissen, wozu es gut ist.“

„Meinst du? Im Grunde ist es doch sehr gleichgültig, ob er mir gefällt oder nicht. Eines Tages wird er es ganz von selbst müde werden, mir den Hof zu machen.“

Ein Blick auf die Kaminuhr zeigte Herta, daß es für sie hohe Zeit zur Heimkehr geworden war. Sie ließ sich von ihrer Schwester bis zum Ausgang begleiten und nahm ihr das Versprechen baldigen Besuches ab.

„Wir müssen uns jetzt öfter sehen, Liselotte,“ sagte sie eindringlich. „Und du mußt immer denken, daß du auf der Welt keine bessere Freundin haben kannst als mich. Wenn du Rat oder Hilfe brauchst, sollst du dich zuerst an mich wenden. Willst du mir das versprechen?“

„Gern! Es ist mir nur manchmal so gewesen, als hättest du mich nicht mehr lieb.“

„Schenke mir dein Vertrauen, und du wirst bald erkennen, wie lieb ich dich habe. Drückt dich nicht vielleicht schon jetzt irgendein Geheimnis, das du gern vom Herzen hättest?“

Liselotte zauderte ein wenig, dann erwiderte sie: „Laß mir Zeit, Herta! Vorläufig verstehe ich selber noch nicht recht, was in mir vorgeht. Ich möchte nicht, daß du mich für kindisch hältst. Wenn ich eines Tages wirklich etwas zu gestehen habe, komme ich gewiß zu dir.“

„Ich verlasse mich darauf. Um eines nur bitte ich dich schon jetzt. Laß dich durch nichts in der Welt dazu bringen, dich einem Manne zu versprechen, den du nicht von ganzem Herzen liebst. Es gibt kein größeres Unglück auf Erden, als eine liebeleere Ehe.“

„Das weiß ich,“ versicherte Liselotte in einem fast drollig wirkenden Ton tiefinnerster Überzeugung. „Und ehe ich mich dazu zwingen ließe, würde ich eher sterben.“

Sie küßte die Schwester so stürmisch, wie sie es kaum je zuvor getan, und das fröhliche Scherzwort, das sie ihr auf die Treppe hinaus nachrief, bewies, wie wenig ernsthaft sie einstweilen noch alle Sorgen und Kämpfe des Lebens nahm.

Paul Raska hatte sich nach dem gemeinsamen Abendessen in sein Schreibzimmer zurückgezogen, wie er es im Gegensatz zu einer langjährigen Gewohnheit jetzt fast immer tat, wenn er seinen Sohn bei der gelähmten Mutter wußte. Er saß über Rechnungsbüchern und Zahlenaufstellungen, als Oswald eintrat. Verwundert blickte er auf.

„Kommst du, um dich zu verabschieden? Willst du schon fort?“

„Nein, Vater! Wenn ich nicht störe, möchte ich dich etwas fragen?“

„Bitte! Ich stehe zur Verfügung.“

„Du erinnerst dich unseres neulichen Gespräches über Doktor Madelung. Damals mußte ich von dir einiges hören, was mir seitdem unablässig durch den Kopf gegangen ist. Ich hatte den Eindruck, daß du zu ihm nicht mehr so gut stehst wie früher. Und ich wäre dir dankbar, wenn du dich darüber offen aussprechen wolltest.“

„Warum? Welches Interesse kannst du daran haben?“

„Ein sehr großes, lieber Vater! Ich möchte ihn um die Hand seiner Tochter bitten.“

Der Bureauvorsteher schlug mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte.

„Also wirklich! Ich ahnte etwas Derartiges, seitdem das Mädchen plötzlich so große Theilnahme für deine Mutter zeigte. Du bist also dumm genug, dich von ihr an der Nase herumführen zu lassen.“

„Nein, so dumm bin ich nicht,“ erwiderte der Baumeister ruhig. „Meine Mitteilung muß dir beweisen, daß ich nichts Derartiges fürchte.“

„Aber sie ist doch halb und halb mit einem anderen verlobt.“

„Mit diesem Herrn v. Trostkau — meinst du? Das ist ein Irrthum. Ich weiß, daß sie nichts mit ihm zu tun haben will.“

„Danach wird sie wahrscheinlich nicht viel gefragt werden, denn ihr Vater arbeitet mit Hochdruck auf die Verbindung hin. Und wenn er es für notwendig findet, ernste Saiten aufzuziehen, wird sie selbstverständlich nachgeben.“

„Seinen Widerstand zu besiegen, dürftest du getrost Liselotte und mir überlassen. Aber ich kann nicht vor ihn hintreten, ohne über dein Verhältnis zu ihm im Klaren zu sein. Es steht für mich soviel auf dem Spiel, daß du mir die Erfüllung meiner Bitte nicht abschlagen darfst.“

Paul Raska lehnte seinen schwächlichen Oberkörper in den Stuhl zurück, und nachdem er eine kleine Weile mit verkniffenem Gesicht vor sich hingeschaut hatte, begann er mit leiser Stimme zu sprechen.

„Ich habe die Absicht, meine Beziehungen zu dem Rechtsanwalt in allernächster Zeit zu lösen. Ob es im Guten oder im Bösen geschieht, wird allein auf ihn ankommen. Vielleicht wartest du mit deiner Bewerbung, bis sich diese Lösung vollzogen hat.“

„Das möchte ich nicht, und nach dem, was ich eben hörte, noch weniger als zuvor. Denn ich kann deine Worte nur als Bestätigung meiner Vermutungen deuten. Ihr habt offenbar aufgehört, in Frieden und Freundschaft miteinander zu leben.“

„Frieden? Freundschaft? Ich bin nie Doktor Madelungs Freund gewesen — niemals — nicht für eine einzige Stunde.“

„Obwohl du ihm fast ein Menschenalter hindurch deine ganze Arbeitskraft gewidmet hast?“

„Du irrst dich! Ich habe nicht für ihn gearbeitet, wie du glaubst, sondern allein für mich. Und ich kann dir mit ruhigem Blut sagen, daß ich während dieser ganzen Zeit nie aufgehört habe, ihn zu hassen.“

„Das ist ein furchtbares Bekenntnis, Vater! Es kann nicht ernst gemeint sein.“

„Ich habe nie ein ernster gemeintes Wort gesprochen. Und weil ich zu meinem Sohn rede, will ich versuchen, es dir zu erklären. Ich habe ihn von Anfang an gehaßt, weil er alles besaß, was mir versagt war. Weil er schön und glänzend und von aller Welt vergöttert war. Er durfte wie ein erfolgreicher Schauspieler mühelos einheimsen, was ich mir in rastloser, aufreibender Arbeit brockenweise zusammentragen mußte.“

„Wenn du das eine Erklärung nennst, so ist es jedenfalls eine, an die ich nicht glaube. Die Achtung vor meinem Vater muß es mir verbieten.“

„Ah, du bist Moralist. Aber du solltest nicht zu

rasch urtheilen, mein Sohn! Du weißt nicht das geringste von meiner trostlosen Jugend und von dem elenden, niedrigen Leben, zu dem ich verdammt gewesen bin. Vielleicht scheint es dir heute lächerlich, wenn ich dir sage, daß es kaum jemals einen ehrgeizigeren Menschen gegeben hat als mich. In meiner Knabenzeit und in meinen ersten Jünglingsjahren waren mir die höchsten Ziele nur eben hoch genug; ich traute mir das Größte zu und fühlte die Kraft in mir, es zu vollbringen. Da brach das Unglück über meine Familie herein. Ich glaubte der Sohn eines wohlhabenden und geachteten Mannes zu sein: eines Morgens erwachte ich als der Sohn eines Bettlers und angeblichen Betrügers. Die Schurkerei eines anderen hatte meinen schwachen, leichtgläubigen Vater dahin gebracht. Man setzte ihn ins Gefängnis, und am Tage vor der Hauptverhandlung erhängte er sich an dem Bettgestell seiner Zelle. Ich hoffe, du wirst es begreiflich finden, daß ich dir das bis heute verschwiegen.“ •

„Es ist furchtbar, wenn du die Wahrheit sagst, und ich weiß nicht . . .“

„Weshalb ich sie dir gerade heute offenbare? Höre nur weiter. Als mein Vater aus dem Leben schied, hatte ich eine kränkliche Mutter und eine Schwester, die seit frühester Kindheit unheilbarem Siechtum verfallen war. Von einem Lebensberuf, der nur durch kostspielige Vorbildung zu erlangen gewesen wäre, konnte für mich nicht mehr die Rede sein. Ich mußte verdienen, und man brachte mich als Schreiberlehrling in die Kanzlei eines Rechtsanwalts. Ich versuche nicht zu schildern, was das für mich bedeutete. Vom Morgen bis zum Abend wünschte ich mir nichts als den Tod; und wenn auch mein schwächlicher Körper widerstand,

meine Seele starb wirklich langsam dahin. Als alles in mir erstorben war, bin ich zu dem geworden, was ich mein Leben lang geblieben bin. Ein Wesen, für das es nur noch einen einzigen Wunsch gab: den Wunsch nach Rache. Der ganzen verrotteten Gesellschaft, der mein Vater und ich zum Opfer gefallen war, sagte ich den Krieg an bis aufs Messer. Und ich kämpfte gegen sie mit ihren eigenen Waffen. An das Große und Schöne, für das ich mich als Knabe begeistert hatte, konnte ich nicht mehr glauben, weil meine Seele gestorben war. Ich glaubte nur noch an die Macht des Geldes, die aus jedem Dummkopf ein demütig verehrtes Genie und aus jedem schurkischen Sklaven einen König machen kann. Und weil ich den Schuften, die ich aus den Akten meines Justizrats kennen gelernt, sehr bald den Kunstgriff abgelauscht hatte, sich der niederen Instinkte derer zu bedienen, die dümmer waren als sie, tat ich es ihnen nach, denn ich fühlte mich dem goldhungrigen Gesindel um mich her an Klugheit überlegen. Es fiel mir nicht schwer, ihre Schwächen zu erspähen und sie für mich zu nützen. Auch den schönen und bestechenden jungen Anwalt, der die Kanzlei meines Justizrats verließ, um eine eigene Praxis zu beginnen, hatte ich bis auf den Grund der Seele durchschaut. Ich erkannte bald genug hinter der blendenden Außenseite die innere Verderbnis, und ich ahnte im voraus, daß er einer jener Menschen war, der bedenkenlos seine geistigen Gaben zu seinem Vorteil anwenden, und mehr noch, daß er sie dazu mißbrauchen würde. Darum faßte ich den Entschluß, auch ihn zu einem Werkzeug meines Rachewerkes zu machen. Ich bin mit voller Überlegung, ihn eines Tages zu meinen Zwecken zu nützen, sein Bureauvorsteher geworden; es dauerte nicht lange, da ward ich sein

Helfer und Berater und zuletzt seine rechte Hand. Wenn er am Verteidigertische stand und die Richter durch seine schlagende Beweisführung verblüffte, bediente er sich nur der Waffen, die ich ihm geschmiedet hatte. Ich schaffte ihm die Entlastungszeugen, deren er bedurfte, und ich trug das Material zusammen, das ihn in den Stand setzte, die Zeugen der Anklage unglaubwürdig zu machen. Die Erfolge in verschiedenen großen, aufsehenerregenden Prozessen, die ihn berühmt gemacht haben, verdankte er in der Hauptsache meiner unermüdlischen Vorarbeit.“

Der Baumeister konnte sich nicht mehr beherrschen; er erhob sich. Schwer lag seine Hand auf Paul Raskas Schulter.

„Nicht weiter, Vater — ich bitte dich darum. Du bist krank. Dein ganzes Wesen ist in einem Maße überreizt, das mich erschreckt. Du siehst Dinge, die niemals so in der Welt gewesen sind, die niemals dazugewesen sein dürfen. Ich bitte dich, lasse es für heute genug sein. Wir wollen uns ein andermal über meine Zukunftspläne unterhalten.“

Paul Raska schüttelte die mahnende, beschwörende Hand von sich ab. Die Muskeln seines hageren Gesichts waren in ständiger Bewegung, und seine Augenlider hatten sich gerötet.

„Ich sehe nicht ein, warum wir nicht jetzt darüber reden sollten. Du bist kein Knabe mehr. Es wird allmählich Zeit, daß du anfängst das Leben endlich einmal so zu sehen, wie es ohne rosenrote Brille gesehen wirklich ist. Ich sage dir, du darfst nicht daran denken, Madelungs Tochter zu begehren, denn ich will es nicht erleben, daß er zu guter Letzt noch über mich triumphieren wird. Du sollst es sein, der die Früchte

meiner entsagungsvollen Lebensarbeit mühelos ernten darf, aber du sollst mich nicht hindern, mein Werk zu vollenden.“

„Das sind dunkle Andeutungen, über deren Sinn ich ernstlich nicht nachdenken will und mag. Ich habe von allem, was du gesprochen hast, nichts gehört, Vater, und ich sage dir für heute Gutenacht.“

Krampfhaft schlossen sich Kaskas knochige Finger um sein Handgelenk, um ihn wie in einer Klammer festzuhalten.

„Nein, du bleibst. Es muß einmal zur vollen Klarheit kommen zwischen uns. Ich will endlich einmal mit unmißverständlicher Gewißheit erfahren, wie ich eigentlich mit dir daran bin. Wenn es so sein sollte, daß ich mich in väterlicher Verblendung in dir getäuscht habe, dann wird es besser sein, daß ich aus meiner Blindheit erwache, daß ich es noch in dieser Stunde erfahre. Völlig ahnungslos bin ich ja nie gewesen. Aber es scheint doch, daß es noch schlimmer mit dir steht, als ich dachte. Gingst du nicht mit geschlossenen Augen in der Welt und unter Menschen umher wie ein kraftloser Träumer, so würdest du schon neulich meine Worte richtig verstanden haben. Aber jetzt begreife ich, daß dein Verhalten noch andere Gründe hat. Ich habe es satt. Ich kann diese Art von Verstandlosigkeit, die dir dein Hochmut eingibt, nicht länger ertragen, und ich will sie nicht länger dulden.“

„Wann hätte ich mich dir gegenüber hochmütig gezeigt, Vater?“

„Zum ersten Male an dem Abend, da du mit einer vornehmen Handbewegung zurückweisen wolltest, was ich mit freudeheißem Herzen vor dir ausbreitete. Hättest du in jenem Augenblick in kindlicher Dankbarkeit zu-

gegriffen, so wäre es nicht nötig geworden, daß ich dir sagen mußte, was du heute von mir gehört hast. Glaubst du, daß ich darum mein Hundeleben ertragen haben soll, um schließlich vor meinem eigenen Sohn als armseliger Wicht dazustehen? Von dir vertrage ich keine Geringschätzung — von dir nicht! Lieber sollst du dich mit Entsetzen von mir abwenden, wenn du unfähig bist zu begreifen, weshalb ich geworden bin, wie ich es werden mußte.“

„Verstehst du denn nicht, Vater, daß ich in dieser furchtbaren Stunde und nach solchen Erlebnissen einzig um mein Sohnesrecht kämpfe, auch in Zukunft hochachtend und verehrungsvoll zu dir aufsehen zu dürfen? Du sollst nicht mit einem Male zerstören und vernichten, was meiner Seele bis jetzt ihre sichere Ruhe und ihre ganze innere Festigkeit im Leben verliehen hat. Du bist mir bis heute als der trefflichste aller Menschen erschienen. Und ich will, daß du es auch künftig für mich bleibst. Ich will keine andere Vorstellung von dir in mir tragen, als daß du allezeit der liebevollste Gatte gegen meine arme Mutter, der treueste und aufopferndste Vater gegen mich gewesen bist. Das alles habe ich, seit ich denken kann, mit eigenen Augen gesehen und genugsam am eigenen Leibe erfahren. Daran allein will ich mich halten.“

„Ja, ich habe euch immer geliebt, deine Mutter und dich; unter allen Menschen bin ich nur euch beiden treu gewesen. Das war die einzige lebendig gebliebene Stelle in meinem für alles andere abgestorbenen Herzen. Und das muß dir als Erklärung und Rechtfertigung gelten für alles, was ich getan. Ich habe nie einem redlichen Menschen mit Absicht irgend ein Unrecht zu tun versucht oder geschädigt und nie einem Guten ge-

flüffentlich Kummer bereitet. Wenn es möglich geworden ist, daß ich als Doktor Madelungs Gehilfe zum reichen Manne geworden bin, so war dies allein denkbar durch die Dummheit der Schlechten und Nichtswürdigen, die mir dazu verholffen haben. Sie zu be-
 rüßen, habe ich nie gezüglichert. Das war die Rache, die ich dem ganzen Geschmeiß geschworen. Wenn die Angst sie mit ihren verworrenen Händeln, über die sie nicht mehr Herr zu werden vermochten, zu dem berühmten Verteidiger trieb, zwang ich sie, mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, sich mir in der vollen Nacktheit ihrer Erbärmlichkeit zu zeigen, und es war mir leicht, die Stellen zu erspähen, wo sie schwach und verwundbar waren. Dahin brauchte ich nur zu zielen, um sie mir tributpflichtig zu machen. Nicht durch Erpressungen, wie du vielleicht glaubst, sondern durch ganz legale Geschäfte, die ich mit ihnen machte. Da liegen meine Bücher, die dafür Zeugnis geben können. Mit der Gewissenhaftigkeit eines guten Kaufmanns habe ich in ihnen peinlich genaue Rechenschaft gegeben über jeden einzelnen Pfennig, um den sich mein Vermögen im Laufe langer Jahrzehnte vermehrt hat. Sorglos könnte ich diese Bücher zu jeder Stunde jedem Staatsanwalt zur genauesten Prüfung vorlegen. Nichts würde sich darin finden, wogegen ein Wort zu sagen wäre. Nie habe ich mich gegen irgend eine Bestimmung des Strafgesetzbuches verstossen oder mich gar versündigt."

"Es gibt ein höheres Gesetz als das Strafgesetz, Vater. Sage mir, daß du dich auch gegen die Gesetze der Moral nie versündigt hast, und ich werde dir's aus tiefster Seele danken."

Paul Raska wandte sein Gesicht ab: "Die Antwort darauf liegt in dem, was du von mir gehört hast. Mit

der Unmoral vermag man nur zu paktieren, wenn man sich auf ihren Boden stellt. Mein Schicksal gab mir nach meiner Überzeugung das Recht, es ohne Gewissensbedenken zu tun.“

„Wenn dies die Wahrheit ist, dann wäre es besser gewesen, du hättest mich vorhin meines Weges gehen lassen, ehe dies letzte Bekenntnis über deine Lippen kam. Es ist furchtbar, daß eine solche Aussprache zwischen uns möglich war. Verlange nicht von mir, daß ich dir darauf noch etwas erwidere.“

„Du wähnst dich dazu berechtigt, mich verdammen zu dürfen, du glaubst das tun zu können, obwohl ich bei allem Rachegeleüst doch schließlich alles nur um deinetwillen getan habe?“

„Erwartest du, daß ich dir dafür danke? Was auch immer es mit deinem Reichtum auf sich haben mag, nach dem, was ich jetzt über seine Herkunft erfahren mußte, möchte ich keinen Anteil an ihm haben.“

„Und der Millionengarten? Würdest du vielleicht auch ablehnen, die Pläne für seine Bebauung zu entwerfen?“

„Über dies phantastische Vorhaben wollen wir lieber nicht sprechen, Vater! Ich glaube nicht an die Verwirklichung solcher Ideen und würde es als Beruhigung empfinden, wenn auch du dich zu meinem Unglauben bekehrtest.“

„Der Tag, an dem ich das bekennen mußte, wäre der Zusammenbruch meines Lebens. Mit solchen Reden darfst du mir nicht kommen. Ich will jetzt nicht mehr darüber reden. Sage mir lieber, wie du gesonnen bist, dich zu Liselotte Madelung zu stellen.“

„Nicht anders als vor einer Stunde. Was du mir von deinem Haß gegen ihren Vater sagtest, der mir

übrigens trotz aller Worte darüber unverständlich bleiben wird, kann für mich in keiner Weise entscheidend sein. Was sollten wir, seine Tochter und ich, mit euren Unstimmigkeiten zu schaffen haben?"

"Du bist kurz entschlossen. Aber ich will so mit dir reden, daß ich dir verständlich werde. Noch weißt du nicht alles. Der Rechtsanwalt ist ein verlorener Mann. Er wird in kurzer Zeit vor der Anwaltskammer Rechenschaft abzulegen haben über allerlei Unregelmäßigkeiten, die in seiner Praxis vorgekommen sind. Und er wird von Glück sagen können, wenn man ihn nach dem Ausgang dieser Untersuchungen nicht den ordentlichen Gerichten überweist."

"Handelt es sich in diesen Fällen vielleicht auch um Unregelmäßigkeiten, an denen auch du nicht ohne Anteil gewesen bist? Nach deinen eigenen Bekenntnissen bin ich, wie es scheint, berechtigt, solche Frage zu stellen?"

"Ich halte es für gut, dir darauf keine Antwort zu geben. Wir stehen offenbar augenblicklich durchaus nicht so unbedenklich zueinander, als daß ich mich dazu geneigt fühlen könnte, dir noch weitergehendes Vertrauen zu schenken. Nur ein letztes will ich dir noch sagen. Wenn du deine Absicht ausführst, wenn du mich durch die Nichtachtung meiner Wünsche zum Äußersten treibst, ist Doktor Madelungs Schicksal besiegelt. Ich stehe in Beziehung zu einem Menschen, dem der Rechtsanwalt unerschwingliche Summen schuldet. Wenn er die Wechselklage gegen ihn anstrengt, ist dein künftiger Schwiegervater ein Bettler — nein, weniger als das: ein elender Bankrotteur."

"Wie kannst du mir mit etwas drohen, was gar nicht in deine Macht gegeben ist! Oder soll ich diese dunkle Anspielung so verstehen, daß es von dir ab-

hängt, ob jener Gläubiger gegen ihn vorgeht. Vermutlich ist es auch einer von den dunklen Ehrenmännern, mit denen du dich, wie du selbst zugegeben, zur Erziehung deiner Reichtümer verbunden hast."

Der trotz aller Schmerzlichkeit doch unverhohlen verächtliche Ausdruck, mit dem der Baumeister das gesprochen, reizte den aufs äußerste erregten Kaska, auch noch die letzten, geheimsten Falten seines Herzens zu offenbaren.

"Der dunkle Ehrenmann steht vor dir," sagte er zitternd vor Zorn. "Der andere war nichts als mein Strohmann, und es ist mein Geld gewesen, das er dem Rechtsanwalt geliehen hat. Ich habe dabei nicht in boshafter Absicht gehandelt, wenigstens nicht von vornherein. Ich sah, daß Madelung rettungslos in Wuchererhände fallen und zuletzt von ihnen erdrückt werden müsse. Davor wollte ich ihn bewahren. Wenn ich einen selbstsüchtigen Hintergedanken hatte, so war es der, Herr seines Schicksals zu sein. Auch nach seinem unvermeidlichen Zusammenbruch sollte er mein brauchbares Werkzeug bleiben. Denn ich dachte nicht daran, mein Leben als der Schreibstuvenvorsteher eines Anwalts zu beschließen. Eines Tages wollte ich anfangen, meine Geschäfte im großen zu betreiben. Und dazu war Madelung immer noch zu gebrauchen, weil er in gewissen Kreisen seinen Ruf auch durch eine Katastrophe, die ihn den Anwaltstitel kostete, nicht verloren haben würde. Wir hätten mit vertauschten Rollen weiter gearbeitet: ich als der Herr und er als mein Untergebener. Auf solche Art hätte ich meinen Verlust wieder hereingebracht. Soll ich mir nun die Hände binden lassen, dadurch, daß du dich mit dem Mädchen verlobst?"

Auf einen Aktenschrank gestützt, stand Oswald Kaska

da. Er hatte die Augen mit der Hand bedeckt, und er schwieg auch noch, als sein Vater längst geendet. Sichtlich beunruhigt durch sein Verstummen, sah der Bureauvorsteher zu ihm hinüber. Da wurde an die Thür geklopft, und das Dienstmädchen steckte den Kopf ins Zimmer: „Da ist das Fräulein Krell, Herr Kaska, das schon mehrmals bei Ihnen war. Soll sie hereinkommen?“

Der Angeredete machte eine abweichende Bewegung.

„Nein. Schicken Sie sie fort! Doch halt! Warten Sie noch. Fragen Sie sie, ob es sich um etwas sehr Wichtiges handelt.“

Sogleich kam das Mädchen zurück.

„Ja, es wäre sehr wichtig. Und morgen hätte sie keine Zeit.“

Oswald ließ den Arm sinken und wandte sich zum Gehen.

„Laß dich nicht abhalten, deinen Besuch zu empfangen. Wir hätten einander ohnehin nichts mehr zu sagen.“

„Du brauchtest dich nur kurze Zeit zu gedulden. Ich werde sie so rasch wie möglich abfertigen.“

„Das ist überflüssig. Ich wäre auch so gegangen.“

„Und wann kommst du wieder, damit wir uns vollends aussprechen?“

„Ich bin heute zum letzten Male hier gewesen.“

„Oswald! Bedenke, was du sagst.“

„Es ist genügend bedacht, Vater! Lebwohl!“

Paul Kaska wollte auf ihn zu, vielleicht, um ihn noch einmal gewaltsam zu halten. Aber das blonde Fräulein Krell stand schon im Zimmer. Da hielt er aufstöhnend auf halbem Wege inne und sah mit hängenden Armen, deren Hände sich zu Fäusten gekrampft

hatten, zu, wie die Thür sich hinter dem Fortgehenden schloß. Er lauschte, ob Oswald sich in das Wohnzimmer hinüber begeben würde. Sein Gesicht verzerrte sich, als er deutlich vernahm, wie er sich dem Ausgang zuwandte. Mit einer heftigen Bewegung kehrte er sich unwirsch gegen die späte Besucherin.

„Was wollen Sie? Was haben Sie mir zu sagen?“

„Beißen Sie mich nur nicht, Herr Kaska! Wenn ich gewußt hätte, daß ich Ihnen so ungelegen komme, wäre ich gerne weggeblieben. Mir kann es doch ganz gleichgültig sein, ob die Alte ihr Testament umwirft oder nicht.“

„Was reden Sie da? Daran ist doch nicht zu denken.“

„Ich glaube, sie ist fest entschlossen, es zu tun. Er verlangte Geld von ihr: sechzigtausend Mark, um Fräulein Madelung heiraten zu können und seine Schulden zu bezahlen. Daraufhin hat sie Erkundigungen über ihn und Doktor Madelung eingezogen. Sie müssen sehr schlecht ausgefallen sein, denn ich mußte vorhin dem Justizrat Winckler schreiben, er möge sie gegen Ende der Woche besuchen. Es handle sich um die Abänderung eines Testaments.“

Beide Fäuste an die Schläfen pressend, stierte Paul Kaska das Mädchen an. Dann, mühsam an jedem Worte würgend, brachte er heraus: „Sie wissen, daß es nicht geschehen darf! Setzen Sie sich! Ich habe noch mit Ihnen zu reden. — Aber sprechen Sie nichts. Ich muß erst überlegen.“

Während die schöne Meta mit gelassener Miene auf das Ergebnis seiner Überlegung wartete, rannte Kaska unftet von einem Ende des Zimmers zum anderen, bis er sich endlich zu sprechen entschloß.

Seit dem Tage, an dem er den verführerischen Künsten der jungen Gesellschafterin erlegen war, hatte Reimers die Abendbesuche in der Villa eingestellt. Als sich Frau v. Rippler durch die alte Friederike nach der Ursache erkundigen ließ, entschuldigte er sich mit dringender Arbeit und anderen unabweisbaren Hinderungen. Er wußte, daß die alte Dame ihn für undankbar halten würde, aber er wollte jedem Zusammentreffen mit dem Mädchen ausweichen, dessen Anblick ihn immer wieder an die jämmerlichste Schwachheit seines Lebens gemahnt hätte. Darum verschloß er ihr auch beharrlich die Türe seines Ateliers. Zweimal schon hatte sie den Versuch gemacht, ihn da zu überraschen. Sie wußte bestimmt, daß er drinnen sei, denn sie hatte seine Heimkehr beobachtet; aber sie klopfte und schmeichelte umsonst. Reimers gab keine Antwort und öffnete ihr nicht. Nach der Demütigung zweimaliger Abweisung gab sie ihre Absicht, ihn zu sprechen, auf, und seit einer Reihe von Tagen hatte er sie nicht einmal mehr von weitem gesehen. Auch zur Ausführung seines vorher gefaßten Gedankens, ihre vorerst in Gips gegossene Büste in edlerem Material zu wiederholen, konnte er sich nicht entschließen. Um so eifriger arbeitete er an der Vollendung des Modells für die große Figurengruppe, mit dem er sich seit Monaten beschäftigte, und deren Besichtigung er Meta Krell trotz ihrer oft geäußerten Neugier nie gestattet hatte. Die Anregung zu diesem Werke hatte ihm ein Preisanschreiben gegeben, in dem Entwürfe für den Giebelschmuck eines Gerichtsgebäudes gefordert wurden; aber er dachte schon längst nicht mehr daran, sich mit seiner Schöpfung an dem Wettbewerb zu beteiligen. So wie er die „Gerechtigkeit“ hier dargestellt hatte, paßte sie wohl kaum auf das Dach eines

Justizpalastes. Nicht als die ernste, unerbittlich strenge Göttin im langwallenden Gewande, die Wage und Schwert in den Händen hält und mit verbundenen Augen richtet, hatte er sie gebildet, sondern als die segenspendende Zwillingsschwester der Wahrheit, die wohl den Schuldigen straft, doch lieber den Schuldlosen vor unverdientem Verderben bewahrt. Eine nackte Mädchengestalt bildete den Mittelpunkt der Gruppe, hoheitsvoll nicht durch frauenhafte Fülle wie üblich, sondern durch jungfräuliche Herbheit der Formen. Sie trug keine Binde vor den Augen, und das Schwert lehnte an den neben ihr aufgerichteten Gesetzestafeln. Mit auf den Rücken gebundenen Händen kniete zu ihrer Linken ein Missetäter, gesenkten Hauptes und mit dem Gesichtsausdruck tiefer Zerknirschung. Die Art, wie ihr Antlitz und ihr schöner Körper sich von ihm abwandten, bekundete unzweideutig, daß sie das Verdammungsurteil über ihn gesprochen. Auf der anderen Seite hob ein ebenfalls kniendes Weib flehend die gefesselten Arme zu ihr empor, und die Gerechtigkeit war im Begriff, diese Fesseln zu lösen. Die befriedigende Erfüllung der Aufgabe, die er sich mit seinem Entwurf gestellt, hatte Reimers anfangs große, anscheinend unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, und mehr als einmal war er nahe daran gewesen, den Mut zu verlieren. Seit jenem Abend im Philharmonischen Konzert arbeitete er mit einem Gelingen, das ihn selbst in Erstaunen setzte und seine kühnsten Erwartungen übertraf. Noch war er nicht fertig, aber der peinliche Zustand des Zweifels an der eigenen Kraft lag hinter ihm, und er war der Erreichung seines Zieles gewiß.

An jedem Morgen, wenn er die schützenden Lächer

von dem Tonmodell nahm, wuchs von neuem das Verlangen in ihm auf, Herta Madelung vor seine Arbeit führen und ihr Urtheil vernehmen zu dürfen. Er war voll Zuversicht, daß sie kommen würde; sie hatte es ihm ja versprochen, und er begriff nicht, weshalb sie ihn so lange warten ließ. Sie mußte doch wissen, wie er ihrer voll heißer Sehnsucht harrete. Da endlich, am heutigen Morgen, war ihm Nachricht geworden, daß er ihren Besuch erwarten durfte. Es war ein kurzes, in den landläufigen Höflichkeitswendungen abgefaßtes Briefchen, das sie genau so auch jedem anderen Künstler hätte schreiben können. Aber Rolf Reimers nahm es immer wieder zur Hand und las es so oft, bis er zwischen den Zeilen allerlei Freundlichkeiten gefunden zu haben glaubte, die ihn mit den fröhlichsten Hoffnungen erfüllten. Erst dachte er daran, seinen kahlen Arbeitsraum ihr zu Ehren festlich zu schmücken und sie zu bewirten. Aber er wurde sich noch zu rechter Zeit darüber klar, daß er ihr Feingefühl nicht durch derartige Vorbereitungen verletzen dürfe. Nur sorgfältig ausgewählte Blumen schaffte er herbei, um sie hier und da im Atelier zu verteilen, und immer von neuem rückte er seine Arbeiten und Entwürfe zurecht, damit jedes Stück sich ihr so vorteilhaft als möglich darstelle. Am liebsten hätte er sich schon eine halbe Stunde vor der von ihr angegebenen Zeit an dem Haupteingang des Gartens aufgestellt, um sie zu empfangen; doch verzichtete er schließlich auch darauf, weil er nicht wünschte, daß man von den Fenstern der Villa aus die Begrüßung beobachtete. Im offenen Eingang des abseits gelegenen Atelierbaus harrete er auf sie, und sein Herz war voll überschwenglichen Jubels, als er ihre hohe, dunkle Gestalt zwischen den

Büschchen auftauchen sah. Er eilte auf sie zu und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Wie gut und lieb, daß Sie Wort halten! Ich bin Ihnen herzlich dankbar für Ihren Besuch.“

Herta Madelung lächelte, aber er bemerkte ihr verändertes Aussehen. Sie war bleich, und ihr Gesicht dünkte ihn schmäler als bei ihren früheren Begegnungen.

„Ich wollte mein Versprechen einlösen,“ erwiderte sie, „obwohl ich schwer die Zeit dazu gewinnen konnte. Ich werde Sie nicht lange in Ihrer Arbeit stören.“

Er hütete sich, ihr zu sagen, daß er schon seit dem Eintreffen ihres Briefchens nichts mehr hatte anrühren können. Überhaupt war er voll Besorgnis, irgend etwas Unschickliches zu reden oder zu tun. Hertas erster Blick fiel auf das Modell der großen Gruppe inmitten des Raumes. Seine Frage, ob sie nicht ablegen wolle, verneinend, trat sie sofort darauf zu.

„Eine Justitia — nicht wahr? Endlich einmal eine, die von der herkömmlichen Auffassung abweicht. Ich darf sie mir doch genau ansehen?“

„Ich bitte darum — und um ein ungeschminktes Urteil. Sie sind das erste menschliche Wesen, das meinen Entwurf zu sehen bekommt.“

Sie betrachtete das Werk sehr lange; namentlich die Gestalt und das Antlitz der Göttin waren es, die sichtlich ihre lebhafteste Anteilnahme erregten. Aber geraume Zeit verstrich, ohne daß sie ein Wort gesprochen hätte. Als sie sich dem Bildhauer endlich zuwandte, meinte er zu seiner Bestürzung, den tiefen Ernst ihrer Züge als Zeichen des Mißfallens deuten zu müssen.

„Es wäre töricht, wenn ich versuchen wollte, Ihre Arbeit zu loben,“ sagte sie. „Dazu bin ich zu wenig kunstverständlich. Daß ich sie schön finde, kann für Sie

ebensowenig kritischen Wert haben wie das Gegenteil. Nur eine Frage möchte ich mir erlauben. Sie stellten die Gerechtigkeit anders dar, als es sonst Brauch ist. Das muß einen besonderen Grund haben."

Reimers war überrascht. Er hatte anderes erwartet als diese Frage und entgegnete mit der Aufrichtigkeit des aus dem Herzen schaffenden Künstlers: „Ich versuchte, sie so zu bilden, wie ich sie mir vorstelle. An der Themis mit der Binde vor den Augen, dem Richtschwert und der Wage, habe ich nie großes Gefallen gehabt. Sie gibt sich trotz der verbundenen Augen, die kein Ansehen der Person möglich machen sollen, viel zu oft zum willigen Werkzeug menschlicher Kurzsichtigkeit und menschlicher Vorurteile her. Die Gerechtigkeit, der ich huldigen wollte, verteidigt die Schutzlosen gegen den Verfolgungseifer der Menschen und löst die Fesseln der unschuldig Gepeinigten."

„Diese Auffassung ließ sich von Ihnen erwarten,“ erwiderte sie, und die Wärme im Klang ihrer Worte strömte ihm wohligh ins Herz. „Ich wollte, daß ich meinen Vater hierher führen dürfte. Ihr Werk würde ihm sicher große Freude bereiten.“

„So tun Sie es doch, Fräulein Madelung!“ — Ihr Dokortitel wollte ihm nur schwer über die Lippen. „Der Herr Rechtsanwalt wird mir jederzeit herzlich willkommen sein.“

Wieder bewegte sie verneinend den Kopf: „Sie dürfen meinen Wunsch nicht buchstäblich nehmen. Ich könnte meinen Vater jetzt nur schwer zum Besuch eines Ateliers bewegen. Aber ich bin überzeugt, daß er sich auf seinem Grabe kein anderes Denkmal wünschen würde als gerade dies. Sie können nicht ahnen, wie erhebend und wie tröstlich es auf mich gewirkt hat.“

„Das ist mehr als ich hoffen durfte,“ sagte Reimers mit einer gewissen Beklommenheit, denn er fühlte, daß es schmerzliche Empfindungen sein mußten, die in diesem Augenblick ihre Seele bewegten. Die Freude, die ihre Anerkennung ihm bereitete, war darum nicht ungetrübt. Während sie sich den ringsum aufgestellten Abgüssen zuwandten, suchte er voll Besorgnis und in niger Theilnahme in ihren Mienen zu lesen. Herta gab sich den Anschein, seinen forschenden Blick nicht zu bemerken, und sie nahm sich offenbar zusammen, um in ihren Äußerungen einen leichteren Ton anzuschlagen. Überall stellte sie Fragen, die ihm an der Aufrichtigkeit ihrer Theilnahme keinen Zweifel ließen, und es war leicht zu erkennen, daß die Arbeiten, die er ihr zeigen konnte, ihre Erwartungen weit übertrafen. Nun blieb sie vor Meta Krells Büste stehen; für einen Augenblick weiteten sich ihre Augen in lebhaftem Erstaunen.

„Wunderschön!“ sagte sie nach langer Betrachtung.
„Jedenfalls viel schöner als das Modell.“

„Sie kennen das Urbild?“

„Als ich vorhin am Gartentor klingelte, kam eine junge Dame aus dem Haus, um mir zu öffnen. Sie gab mir auch Auskunft auf meine Frage nach Ihnen und wies mir den Weg. Sie muß zu dieser Büste, die Sie modelliert haben, hier gewesen sein.“

(Fortsetzung folgt.)



Bosniens mohammedanische Frauen

Von Rifat Gozdović Pascha

Mit 5 Bildern

In Bosnien und der Herzegowina führen die Frauen mohammedanischen Glaubens im allgemeinen das gleiche Leben wie die in der Türkei, doch blieben sie in allem weit strenggläubiger und hängen mehr als jene am Altüberlieferten und Hergebrachten. Nur die zum islamischen Bekenntnis gehörenden Frauen in Jablanica, einem kleinen Ort am Fuße des Masagebirges in der Herzegowina, tragen ihr Gesicht zu Hause und öffentlich unverhüllt; im übrigen halten sie sich bei allem, was der Glaube ihnen gebietet, ebenso gewissenhaft an die geringste Kleinigkeit, wie ihre übrigen Mitschwester. Utherkömmliche Sitte verbietet der moslemischen Frau ein Lustwandeln in den Gassen, legt ihr Stillschweigen und völlige Anspruchslosigkeit auf und lehrt sie, mit bewunderungswürdiger Entfagung die Lasten eines Lebens tragen, das ihr nur wenig Freuden gewährt. Ihre Welt ist zumeist das ihr angewiesene, oft nicht mehr als vier Schritte lange und ebenso breite Gemach. Die gewöhnlichen Vorstellungen, die man sich von einem Harem zu machen pflegt, als einem mit märchenhaftem Prunk eingerichteten Raum, wo geheime Türen durch verborgene Federn in Bewegung gesetzt werden und der Klang der Schellentrommel sich mit dem Duft des Mokka und des Rosenöls mengt, entsprechen keiner Wirklichkeit; im bosnischen Harem finden diese romantischen Vorstellungen sich noch weniger als sonstwo bestätigt. Wenn das einfache Wohnhaus — die Kutscha — eines dortigen Moslems zehn Quadratmeter bedeckt, so verwendete man beim Bau für den Harem und den Selamlık nur jeweils fünf. Im Selamlık wohnt der

Hauſherr mit ſeinen Söhnen, im Harem ſeine Hanuma mit ihren Töchtern.

Und durch dieſen Harem, deſſen Wände getüncht und leer ſind wie die eines Stalles und nicht ſelten auseinanderklaſſen,

weht der Zugwind, und eine abendländiſche Frau würde im Winter darin vor Kälte zittern.

Wie aber die boſniſchen Mohammedanerinnen an alle Entbehrungen, an körperliche Mühen und Arbeit in jener Geduld und Ergebungsgewöhnt ſind, die nur jahrhundertelange Gewöhnung und das Vertrauen in die Richtigkeit der Satzungen ihrer Religion zu erzeugen vermögen, ſo ertragen ſie auch gleichmütig die Freudloſigkeit ihres öden Heimes.

Nur bei einzelnen reichen Begs Nordboſniens, die zu den wenigen gehören, die mehr als eine Ehefrau beſitzen, gibt es für ſie beſonders erbaute Harems mit mehreren Wohnabteilungen, die allein für ſie beſtimmt ſind. Aber auch hier kommt es vor, daß mehrere Brüder ihre Frauen und erwachſenen Töchter in einem



Mohammedaniſche Frauen auf der Straße in Sarajevo.

Hause halten. Doch auch solche Harems sind nur dürftig ausgestattet. Möbel gibt es nicht, und den Fußboden bedecken Matten, auf welchen zumeist zerfallende Teppichreste umherliegen; zum Sitzen oder Liegen dienen nur die an den Wänden entlanglaufenden hölzernen „Minder“. Zur Beleuchtung hängt vom Mittelbalken der Decke eine Lampe herab, die nach angebrochener Dunkelheit für kurze Zeit angezündet wird. Da die Fenster durch weiße oder mit bunten Blumen geschmückte Stoffstreifen sorgfältig verhängt und zumeist noch mit Gittern aus dicht gekreuzten Holzstäbchen versehen sind, herrscht schon bei Tag solche Dunkelheit in diesen Gelassen, daß auch zu dieser Zeit Beleuchtung not täte. Dieses kleine Gemach verläßt die Frau nur in seltenen Fällen. Hier hinein geleitet der Gatte seine jugendliche Hanuma mit dem noch kindlichen Antlitz, und aus diesem Zimmer trägt man sie als Greisin auf roher, schmuckloser Bahre hinaus und nach dem Friedhof. Während ihres ganzen Lebens ändert sie an ihrem Zimmer gar nichts, so daß es nach dreißig Jahren genau so aussieht wie zur Zeit, da sie es das erstemal betrat. Wie im ganzen Islam gilt auch dem bosnischen Moslem der eigene Harem als ebenso hochheilig und unverleßlich wie der eines anderen. Hat die Hanuma weiblichen Besuch, so achtet er streng darauf, den Raum nicht zu betreten, sobald er die gelben Pantoffel vor der Schwelle des Harems stehen sieht, die nach altem Brauch als Zeichen dort von der Besucherin zurückgelassen werden.

Die Kleidung der bosnischen Moslemin, die sich im Laufe der Jahrhunderte nicht änderte, ist bunt und bizarr. Sie bezweckt damit jedoch nicht, Aufmerksamkeit und Gefallen zu erregen oder Besitz und Wohlleben zur



Besuch bei einer mohammedanischen Köchlerin.

Schau zu tragen; sie schafft der Trägerin selbst Vergnügen und Befriedigung, wenn sie weiß, daß sie das Wohlgefallen ihres Eneherrn damit auf sich lenkt. Die moslemische Frau besitzt ein Alltagsgewand und ein

Festtagskleid. Beide unterliegen nicht den Wandlungen der Mode und sind nicht nur bei einzelnen, sondern bei sämtlichen Mohammedanerinnen von ganz gleichem Schnitt.

Ein Festtagskleid muß fünfzehn bis zwanzig Jahre überdauern und geht zumeist noch auf die Töchter über. Aus diesem Grunde sind dem Hausherrn dafür keine Kosten zu hoch; mitunter sind diese Kleider mehr wert als das Haus samt seiner Einrichtung. Solche Gewänder sind mit schweren Goldposamenten über und über geschmückt und das „Peschkir“ — Tuch — oder die Zetscherma — ein ärmelloses Leibchen — mit Goldmedschidizes voll behängt. An gewöhnlichen Tagen ist die Kleidung der moslemischen Frau sehr schlicht; sie trägt eine aus Basma verfertigte, nicht sehr weite, buntgeblümete Pluderhose — Schalwar genannt — und ein weitärmeliges, aus Mullstoff gearbeitetes Hemd — das Koschulje —, das den gleichen Schnitt hat, wie das Männerhemd und nur etwas länger ist. Als Kopfbedeckung tragen die Frauen einen kleinen, niederen, dunkelroten Fes, von dem ein reichgesticktes weißes Tuch über den Nacken hinabhängt; die Füße sind mit sehr kurzen, Tschorab benannten, selbstverfertigten Strümpfen aus naturfarbener Schafwolle und dottergelben oder dunkelkirchbraunen Saffianpantoffeln bekleidet. Die Hose wird unmittelbar auf dem Leib getragen; die Frau zieht sie um den Gürtel und die Fußknöchel mit einer durch den Saum gefädelten Schnur zusammen, die sie zu einem Knoten bindet. Über der Hose trägt sie das aus durchsichtigem Stoff verfertigte Hemd; die rechte oder die linke Seite dieses Kleidungsstückes wird aufgeschürzt und an der Hüfte hinter die Zugsnur gesteckt. Auch die Zetscherma besteht aus buntem Stoff



Gewänder und Schuhwerk einer bosnischen Mohammedanerin. und ist, gleich dem Hemde, vorne so tief ausgeschnitten, daß die Brust völlig bloß bleibt.

Heiratet ein Mädchen, so wird ihm das Haar vorn und rückwärts abgeschnitten. Frauen jedoch, denen kein

langes Haar beschieden ist, schneiden es ihr ganzes Leben hindurch immer wieder aufs neue ganz so kurz wie die Männer ab und binden über den Fes noch ein zweites weißes Tuch, das oben die Stirne, rückwärts aber nur den Halsteil bedeckt. Besaß eine Frau als Mädchen schon langes Haar, und ist sie zudem noch etwas eitel, dann schneidet sie wohl vorne ihr Haar ab, weil es die Sitte so will, rückwärts aber läßt sie es frei wachsen und ordnet es in schöne Flechten; in diesem Falle trägt sie kein zweites Tuch über dem Fes. Die Kopfbedeckung der Mädchen besteht aus rotem, blauem oder schwarzem Samt, der mit Goldfäden reich bestickt ist; an einem solchen Fes findet man stets statt einer Quaste ein kleines Goldknöpfchen. Für die seltenen Fälle eines Ausganges kleidet sich die moslemische Frau in eine sehr weite Pluderhose — die Dimije — und schlüpft mit dem pantoffelbekleideten Fuße in die aus rotem oder gelbem Leder gemachten unförmlichen Schaftstiefel — Zemenije. Um den Hals schlingt das Mädchen eine rote Perlenschnur, die Frau ein mit Goldmünzen benährtes Band; ein Halschmuck hat nicht selten seine besondere Geschichte. Kommt ein Mädchen zur Welt, so wird jedes im Hause befindliche Goldstück für dasselbe bestimmt und später anlässlich jedes freudigen Ereignisses mindestens je ein Dukaten für das Halsband des Mädchens beiseite gelegt. Je nach der Menge der Goldmünzen, die eine Frau schmücken, läßt sich erkennen, in welchem Wohlstand sie als Mädchen aufwuchs, wie reich das Haus war, dem es entstammte. Hat die Frau diese Kleidungsstücke angetan, pann hüllt sie den ganzen Körper in das faltenreiche und lange, grüne oder dunkelrote Feredsche; über Kopf und Gesicht schlägt sie das schneeweiße Peschir. In diesem bleibt



Liebeswerben in Bosnien.

bei den bosnischen Mosleminnen ein schmaler Spalt für die Augen frei, während die Herzegowinerinnen das

Gesicht mit einem viereckigen Rahmen verdecken, der mit schwarzer Gaze überspannt ist.

Der Festtagsmantel ist nur für die Beiramzeit und den Freitag bestimmt. An diesem Tage nimmt jede Frau, ehe sie dies Kleidungsstück umnimmt, ein vollständiges Bad. In keinem moslemischen Hause fehlt ein Bad, auch wenn es über die Größe einer Blechpfanne, die ein spannbreiter Rand umgibt, nicht hinausreicht. Doch auch dies genügt, um die Vorschrift zu erfüllen. Die Waschungen dürfen nur von oben nach unten und niemals umgekehrt vorgenommen werden, wobei jeder Tropfen, der über ihren Körper geronnen, als unrein und Gegenstand des größten Ekels gilt. Das gebrauchte Wasser fließt, durch einen Zapfen abgelassen, auf die Gasse. Sich damit die Hand zu benässen, wird als eine große Sünde angesehen, und wer dies irrtümlich dennoch getan hat, muß sich ungesäumt einer vollständigen Reinigung unterziehen. Baden und Waschen ist, wie in der ganzen Türkei, auch bei den moslemischen Frauen Bosniens und der Herzegowina bis zur Übertreibung häufig. Die Moslemkin betet täglich fünfmal und wäscht sich ebenso oft Stirne, Antlitz, Ohren, Mund und Füße, sowie die Arme bis zum Ellbogen. Sobald der Muezzin vom Minarett herab seinen melancholisch-melodischen Gebetsruf ertönen läßt, eilt die Frau zur Waschung und betet mit der inbrünstigsten Hingebung. Wenn die Frau, und war es auch ihr Gatte, jemanden geküßt hat, muß sie sofort ein Bad nehmen, und zwar so, daß kein Haar an ihr trocken bleibt.

Zugendhaftigkeit ist eine der hervorragendsten Eigenschaften der bosnischen Moslemkin. Doch liegt die Ursache nicht allein an ihrer Veranlagung und der

außerordentlichen Frömmigkeit, die den größten Einfluß auf ihr Seelenleben ausübt und die sie von sündhaften und verbotenen Handlungen abhält, sondern auch an der eigentümlichen Einteilung der Wohnräume, die keine Gelegenheit bietet, mit einem anderen Manne als dem eigenen Gatten zusammen zu treffen. Zudem wird nicht nur die Frau wegen eines Fehltritts vom Manne aus dem Hause gejagt und für ewig verachtet, auch ihre Familie macht sie heimatlos, denn sie weigert der Sünderin die Aufnahme. Es kam vor, daß der eigene Bruder die Schwester niederschloß, als sie, von ihrem Gatten verstoßen, zu ihm zu flüchten suchte.

Eine leichtsinnige Frau ist unter den bosnischen Mosleminnen höchst selten, denn sie wird vor Torheiten durch Religion und Sitte gleich stark bewahrt. An den Gatten knüpft sie nur selten jenes innige, seelelische Band, das im Abendlande die Ehepaare bis ans Lebensende vereinigt, sie teilt nicht die Sorge mit dem Manne, der sie erwählte, sie tröstet ihn nicht in seinem Kummer und eifert ihn nicht an, wenn er verzagt.

Die frühzeitige Verschleierung und der fast völlige Abschluß des mohammedanischen Mädchens von der Außenwelt verhindern ein Sichkennenlernen der beiden Geschlechter. Doch während auf anderen Gebieten die Vorschriften und Gesetze des Islams eher strenger befolgt werden als in der Türkei, hat man dem natürlichen Drange des Mannes, die zukünftige Gattin vor der Hochzeit von Angesicht sehen und mit ihr sprechen zu können, ein Hinterpförtchen in des Wortes wirklicher Bedeutung aufgemacht. Es gibt eine Art „Fensterln“ in der mohammedanischen Herzegowina, das „Aschilik“, was wörtlich „Liebe“ heißt. Um die Mittags-

zeit des Freitags ist es den jungen Mohammedanerinnen nämlich gestattet, durch eine schmale Spalte der Hofthüre mit dem Auserkorenen zu sprechen. In besseren Familien geht man nicht ganz so weit, erlaubt aber, daß die Tochter durch ein vergittertes kleines Fensterchen, das sich über einem stufenförmigen Holzgestell befindet, mit dem Burschen plaudert. Sind alle Ehehindernisse hinweggeräumt, so findet am Hochzeitsmorgen die Zeremonie des Ringansteckens und des Verhüllens mit dem Brautschleier statt. Der Brautring ruht auf einem Tuch, das eine Schale klaren Wassers bedeckt, die eine Verwandte der Braut trägt. Einer der Brautführer wirft den Ring ins Wasser, faltet die Hände der Braut und macht dreimal das Zeichen des Kreuzes über dem Wasser. Nun erst nimmt der Bräutigam den Ring heraus, wiederholt das Kreuzeszeichen über die gefalteten Hände seiner Verlobten, steckt ihr den Ring auf den Zeigefinger der rechten Hand, dreht sie dreimal von Osten nach Westen, verhüllt sie dann mit dem Brautschleier und überschüttet sie mit Zuckerwerk und Münzen aus einem mitgebrachten Paket. Das letztere wiederholen der Pate und der andere Brautführer. Damit ist die Zeremonie in der Hauptsache zu Ende, und der Schmaus beginnt.

Die mohammedanische Bosnierin kann weder lesen noch schreiben, und ihr ganzes Wissen reicht über einige Koranstellen nicht hinaus. In ihr lebt weder Bildungsdrang noch Bildungseifer, und so blieb sie auf der Stufe stehen, auf der sie sich befand, als Osterreich-Ungarn die beiden Provinzen dem Reiche einverleibte. Sie ist nur bestrebt, dem Gatten durch ihr Äußeres zu gefallen, und zu diesem Zweck läßt sie nichts unversucht. Auf Antlitz und Hände verwendet sie sehr viel Sorg-

falt, überhaupt greift sie gerne zu allerlei Hilfsmitteln und pflegt und schminkt Brauen, Lippen und Nägel.



Verschleiern der mohammedanischen Braut. — Das Ringansetzen.

Selbstverständlich gehört auch die im ganzen Orient verbreitete Hennafarbe zu ihren Verschönerungsmitteln. Die verheiratete Moslemin verrichtet keine anderen

Arbeiten als jene, die sie zu Hause besorgen kann; sie kocht, näht und wäscht. Bei Armen wird einmal in der Woche gekocht, worauf die fertige Speise in sieben Portionen geteilt und in sieben besondere Gefäße getan wird. Jeden Tag kommt eine solche Schüssel aufgewärmt auf den Tisch. Bei Reichen wird täglich gekocht, doch befaßt sich hier die Hanuma nicht damit; sie läßt alles durch Dienstboten besorgen.

Bis zum zwölften Lebensjahre verrichten die Töchter auch Arbeiten außerhalb des Hauses; dann aber kommen sie in den Harem und sind von nun an denselben Vorschriften unterworfen wie die Mütter, — ja sie werden dann noch schärfer bewacht, da sie als Mädchen von schönem Aussehen und reinen Sitten den Stolz einer ganzen Familie bilden. Lieblingsbeschäftigungen der Hanuma sind das Kaffeekochen, Zigarettdrehen und die Anfertigung goldgestickter Tücher für den Gatten, welcher letztere er beim Abdest — den vorgeschriebenen religiösen Waschungen — benützt, bevor er sich in die Dschamija begibt, um seine Gebete zu verrichten.



Niels Halvorsens Schuld

Eine Erinnerung von Rudolf Zolling

So trübselig grau und herzbeeklemmend düster war noch kein Tag meines Lebens angebrochen als der Novembermorgen, an dem ich zum ersten Male von Amts wegen einer Hinrichtung beiwohnen sollte. Ich hatte als Staatsanwalt bei der Hauptverhandlung gegen den Steuermann Niels Halvorsen die auf Mord lautende Anklage vertreten; die Schuldfrage war von den Geschworenen einstimmig bejaht und mildernde Umstände einhellig verneint worden. Ich genügte nur einer selbstverständlichen Pflicht, als ich die Todesstrafe gegen den rückhaltlos geständigen Angeklagten beantragte, und es gab nicht den geringsten Grund, weshalb ich mich in meinem Gewissen hätte beunruhigt fühlen sollen. Um so weniger konnte dies der Fall sein, als ich in der ganzen Zeit, während deren mich der Fall Halvorsen dienstlich beschäftigte, nie auch nur die leiseste Regung von Mitleid mit dem Mörder empfunden hatte. Handelte es sich doch um eines der abstoßendsten und widerwärtigsten Verbrechen, die mir in meiner Amtstätigkeit vorgekommen waren. Widerwärtig nicht nur um des Angeklagten, sondern auch um seines Opfers und der anderen beteiligten Personen willen. Der Ermordete war ein gewisser Paul Rödter, ein fünfzigjähriger Trödler und Pfandleiher aus dem Hafenviertel. Halvorsen hatte den Mann zu einer Stunde, wo er sich vor dem Überraschtwerden sicher glaubte, in seinem Geschäftsraum durch zwei Messerstiche getödet, und es konnte kein Zweifel bestehen, daß er bei seiner wohlüberlegten That von der Absicht geleitet wurde, den Pfandleiher zu berauben. Zur Ausführung war diese Absicht allerdings nicht mehr gelangt, weil die durch ein verdächtiges Geräusch

aufmerksam gemachte Ehefrau des Rößter herzuellte und mit Hilfeschreien die Nachbarschaft herbeirief, wodurch es gelungen war, den Verbrecher sofort festzunehmen. Für die mit der weiteren Aufklärung des Falles betrauten Behörden lagen die Geschehnisse von vornherein klar und einfach. Es wurde durch Aussagen der Ehefrau und ihrer kaum achtzehnjährigen Nichte Henni Rößter festgestellt, daß Halvorsen in einem Tanzlokal auf St. Pauli die Bekanntschaft des Mädchens gemacht und sich wochenlang eifrig um ihre Gunst bemüht hatte. Das auffallend hübsche, anscheinend leichtsinnige junge Mädchen war von ihm mit Geschenken überhäuft worden, und man hatte ihm nicht verwehrt, sie gelegentlich auch in der Wohnung des Onkels aufzusuchen, von dem die Verwaiste vor Jahren an Kindes Statt angenommen worden war. Dabei fand Halvorsen Gelegenheit, die örtlichen Verhältnisse auszukundschaften und sich zu überzeugen, daß der Pfandleiher beträchtliche Werte und größere Geldsummen in seiner Behausung verwahrte. Nachdem seine eigenen Geldmittel durch die verschwenderische Freigebigkeit und wahrscheinlich auch durch andere leichtfertige Ausgaben rasch erschöpft waren, hatte er den Entschluß gefaßt, den Trödler zu ermorden und zu berauben. Der Umstand, daß er sich nach der Heimkehr von seiner letzten großen Fahrt, die er als zweiter Steuermann auf einem Segelschiff gemacht, nicht wieder hatte anwerben lassen, sprach dafür, daß er des Seemannslebens überdrüssig geworden war und sich nach einem von Müßiggang und Vergnügen erfüllten Dasein sehnte. Daß die Geschworenen sich unter solchen Umständen nicht geneigt fühlen konnten, mildernde Umstände in Betracht zu ziehen, war be-

greiflich genug. Und die trogige Verstocktheit, die an Halvorsen bei der Hauptverhandlung zu beobachten war, hatte ihm vollends jeden Anspruch auf Mitleid verwirkt. Er leugnete nichts, aber er zeigte auch nicht die geringste Reue und setzte fast allen an ihn gerichteten Fragen hartnäckiges Schweigen entgegen. Und doch wäre es ihm bei einem anderen Verhalten vielleicht nicht schwer gefallen, wenigstens einige der Schöffen günstiger zu stimmen.

Ich selbst mußte mir während der Verhandlungen immer wieder das durchaus Verwerfliche und Unentschuldbare seiner That ins Gedächtnis zurückrufen, um die ganze Strenge der sühnenden Gerechtigkeit als sittliche und rechtliche Forderung gegen ihn als unerbittliche Notwendigkeit zu empfinden. Er machte jedoch nicht den Eindruck eines verkommenen Verbrechers; ja man konnte sagen, er sei ein hübscher, stattlicher Mensch von geradezu gewinnender äußerer Erscheinung. Ich sehe ihn noch immer vor mir auf der Anklagebank: blond, blauäugig, von reckenhafter Gestalt und ruhigem, offenem Gesichtsausdruck. Soweit es sich feststellen ließ, war sein bisheriges Leben ohne jeden Makel gewesen. Einige von der Verteidigung aufgebrachte Zeugen wußten nur Rühmliches über ihn zu berichten, und es nahm mich eigentlich wunder, daß sein Anwalt diese Aussagen nicht besser zu seinen Gunsten zu verwerten wußte. Aber der junge Rechtsbesessene, der ihm von Gerichts wegen zum Verteidiger bestellt worden war, stand offenbar von vornherein unter dem Druck der Überzeugung, daß seine Aufgabe völlig hoffnungslos sei. Von Natur ohnehin nicht mit den Gaben der Beredsamkeit und Schlagfertigkeit ausgestattet und ersichtlich ohne jede tiefere Anteilnahme für seinen

Klienten, wußte er auch bei dem Gericht keinen günstigen Eindruck für ihn zu erwecken. Es wurde mir leicht, meine Anklagegründe auf das Haupt des Schuldigen zu häufen. Für eine allerdings nur sehr kurze Zeitspanne schien es, als wolle eine freundlichere Stimmung für den friesischen Steuermann im Saale aufkommen. Das war in dem Augenblick geschehen, als die Belastungszeugin Henni Rödter vor die Zeugen-schranke trat. Sie war ein schlankes, schwarzhhaariges Mädchen von mehr Anmut und Lieblichkeit, als man sie sonst bei Leuten ihrer Herkunft zu finden gewöhnt ist. Ihr Benehmen und die Art ihrer Ausdrucksweise wichen auffallend von der sonst in ihrer nächsten Umgebung üblichen ab. Die Wirkung, die ihr Auftreten hervorrief, war um so überraschender, als ihre vorher vernommene Tante, die Ehefrau des Ermordeten, den Eindruck einer wenig achtungswerten Erscheinung gemacht hatte. Diese fünfundvierzigjährige Frau mit rohen Gesichtszügen und der Redeweise eines haßerfüllten Geschöpfes mußte die schlimmsten Vorstellungen von dem Familienleben des Rödterschen Hauses und von den sittlichen Begriffen erwecken, die dort geherrscht hatten. Die niedrigen Schmähungen, mit denen sie den Angeklagten bei jeder Gelegenheit überschüttete, nötigten den Vorsitzenden wiederholt zu ernstern Verweisen. Und es war in hohem Grade überraschend, daß Niels Halvorsen ihr mit unbewegter Miene zuhörte, ohne sich zu einem Wort der Erwiderung oder Abwehr hinreißen zu lassen. Auch als Henni Rödter vom Gerichtsdienner aufgerufen wurde, verharrte er zunächst in unerschütterlicher Gelassenheit. Mit über der Brust verschränkten Armen und starr ins Leere gerichteten Augen saß er da wie ein Mensch, den alle

diese Dinge gar nichts angingen. Im Verlauf ihrer kurzen Vernehmung erst ging eine merkliche Veränderung mit ihm vor. Henni Köster war vom Vorsitzenden über die Art ihrer Beziehungen zu dem Steuermann befragt worden; mit leiser Stimme, aber in fließender Rede, als ob sie etwas auswendig Gelerntes hersage, erwiderte sie, er habe sie mit seinen Anträgen verfolgt und ihr allerlei Geschenke gemacht, ohne daß sie ihn je ihrer Gegenliebe versichert hätte. Sie habe sich bei der Annahme seiner Artigkeiten nichts Schlimmes gedacht, und wenn er ihr vom Heiraten gesprochen, habe sie ihn ausgelacht, denn es sei ihm ja doch nicht ernst damit gewesen. Außerdem habe sie ihn nicht lieb gehabt, wenigstens nicht so, daß sie sich zeitlebens hätte an ihn binden mögen.

Während sie ihre Aussage machte, beobachtete ich den Angeklagten scharf und sah, daß er sich in wachsender Erregung befand; er atmete ungestüm, und sein tief gebräuntes Gesicht färbte sich dunkler. Ein ungeheures, fassungloses Staunen schien sich in seinen Augen zu spiegeln. Möglich schlug er beide Hände vor das Gesicht, und ein Beben seiner mächtigen Schultern ließ erkennen, daß er mühsam gegen eine gewaltige seelische Erschütterung kämpfte. In diesem Augenblick gab es vielleicht manchen im Saal, der ihn zu bemitleiden begann. Man schien die Herzlosigkeit in den ohne Gefühlsanteil heruntergeplapperten Erklärungen dieses äußerlich so bestechenden jungen Geschöpfes zu fühlen und begriff, ein wie frevelhaftes Spiel sie mit dem Steuermann getrieben haben mochte. Wer weiß, welche Wendung die Lage genommen hätte, wenn der Verteidiger imstande gewesen wäre, den günstigen Augenblick zu nützen. Aber er ließ ihn vorübergehen,

und die leichte Aufwallung des Mitgeföhls verebbte ohne Gewinn für den Angeklagten. Als der Vorsitzende die Zeugin fragte, was sie zur That zu bekunden wisse, ließ Halvorsen die Hände sinken und richtete sich auf. Beide Ellbogen auf die Brüstung der Anklagebank stützend, blickte er unverwandt auf die Zeugin, die beharrlich ihr Gesicht von ihm abwandte. Ihre Antwort erfolgte sehr rasch. Mit derselben für ihre Jugend fast unheimlichen sicheren Geläufigkeit sagte sie: „Davon weiß ich gar nichts. Mein Zimmer liegt zwei Stockwerke höher als der Laden, wo es geschah. Ich wußte nicht, daß Niels Halvorsen sich im Hause befand. Erst auf das Geschrei der Tante lief ich hinunter und sah meinen Onkel tot am Boden liegen; ein paar Männer hielten Halvorsen fest und schlugen auf ihn ein. Da bin ich in Ohnmacht gefallen und habe nichts weiter wahrgenommen.“

„Glauben Sie, daß der Angeklagte in der Absicht gekommen war, einen Raub zu begehen? Haben Sie jemals etwas an ihm bemerkt, das auf solche Pläne hindeuten konnte?“

„Ich weiß darüber nichts zu sagen. Erst später erinnerte ich mich daran, daß er mich einmal fragte, ob sich der Onkel nach Schluß des Geschäftes noch eine Zeitlang allein im Laden aufzuhalten pflege. Auch wollte er wissen, ob meine Verwandten viel Geld im Hause aufbewahrten und an welchem Ort. Ich wunderte mich damals nur über seine Neugier, aber ich dachte mir nichts weiter dabei.“

Schwer fiel der Angeklagte auf seinen Sitz zurück. Für die Dauer von Sekunden schloß er die Augen, und seine gebräunte Haut nahm eine fahle Färbung an. Aber die Anwandlung von Schwäche ging bald vor-

über, und er bewahrte von da an bis zum Schlusse der Verhandlung seine anfängliche unerschütterliche Ruhe. Als er nach der Rede seines Verteidigers gefragt wurde, ob er etwas hinzuzufügen habe, erwiderte er kopfschüttelnd: „Ich bitte, daß Sie mich zum Tode verurteilen. Das ist das einzige Gute, was Sie mir noch erweisen können.“

Sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen, da vom Rechte der Begnadigung kein Gebrauch gemacht wurde.

Gestern war ich nun im Zuchthaus, um Niels Halvorsen mitzuteilen, was ihm bevorstand. Er nahm die Eröffnung mit demselben Gleichmut entgegen, wie vorher die Verkündigung seines Todesurteils. Auf die Frage, ob er noch einen besonderen Wunsch äußern wolle, antwortete er verneinend. Er schien es als große Erleichterung zu empfinden, daß die Strafvollziehung schon auf den nächsten Morgen festgesetzt worden war.

Mich aber peinigte seit jener Stunde eine qualvolle Unruhe und Aufgeregtheit. Ich hatte wohl manchmal an die Möglichkeit gedacht, in meiner amtlichen Eigenschaft der Vollstreckung eines Todesurteils beiwohnen zu müssen, und ich hatte mir gesagt, daß ich, wenn auch mit einigem Unbehagen, dieser Pflicht nachkommen würde wie jeder anderen. Nun jedoch, da ich der Notwendigkeit ins Auge sah, gewannen die Ereignisse für mich ein ganz anderes Gesicht. Ich empfand es deutlich, daß meine innere Verfassung nicht so gefestigt war, als ich's geglaubt. Ein Frösteln lief mir über den Rücken, so oft das Bild des kraftstrotzenden blonden Hünen vor mir aufstieg; immer glaubte ich seine klaren blauen Augen vorwurfsvoll auf mich gerichtet zu sehen. Ich erblickte in ihnen die

stumme Frage: „Wer gab euch die unbedingte Gewißheit, daß ihr recht gerichtet habt? Seid ihr allwissend, seht ihr nicht nur das Äußere der Handlungen eines Menschen, versteht ihr auch im Geheimsten eines Herzens zu lesen? Und wie wollt ihr bestehen, wenn ihr dereinst überführt werdet, geirrt zu haben? Eines Unrechts überführt, nachdem es längst zu spät geworden ist, begangenen Irrtum wieder gut zu machen?“

Um die marternde Unruhe in meiner Seele zu beschwichtigen, rief ich mir alle Einzelheiten des Prozeßverfahrens ins Gedächtnis. Und ich fand nichts, das als Verschümmnis zu deuten gewesen wäre. Alles hatte von Anfang an bis zum Ende gegen den Angeklagten gesprochen. Und wenn er auch nicht mit klaren Worten zugegeben, daß die Absicht einer Beraubung bestand, so hatte er es doch auch nicht geleugnet, und ich erinnerte mich keines von ihm unternommenen Versuches, an minder verwerfliche Beweggründe für seine That glauben zu machen. Ihm geschah also nur, was er nach den bestehenden Gesetzen verdiente. Und wie diese Gesetze auch sein mochten, die Verantwortlichkeit fiel nicht mir zur Last; ich war doch nur ihr ausübendes Werkzeug. Alle diese beruhigenden Erwägungen konnten nicht hindern, daß ich eine sehr schwere schlaflose Nacht verbrachte, und daß ich mich beim Tagesgrauen so matt und zerschlagen von meinem Lager erhob, als befände ich mich im Beginn einer schweren Krankheit.

Die Hinrichtung, die in einem Hofe unseres alten Zuchthauses stattfinden sollte, war auf acht Uhr festgesetzt. Es schien, daß sie noch in halber Dunkelheit vollzogen werden würde, denn es war ein trüber, feuchtkalter Morgen mit schweren, tiefhängenden Regenvölkern und schneidendem Winde. Ich versuchte, etwas

von dem Frühstück zu nehmen, das mir um sieben Uhr gebracht wurde; aber ich gab es gleich wieder auf, denn ich brachte schon den ersten Bissen nicht hinunter und fühlte mich wie von Fieberschauern geschüttelt. Fertig angekleidet, wartete ich auf den bestellten Wagen, als mir gemeldet wurde, draußen sei ein sehr aufgeregtes junges Mädchen, das mich durchaus sprechen wolle. Sie heiße Henni Köster und bitte inständig, sie nicht abzuweisen. Es war die Nichte des ermordeten Pfandleihers. Ich wollte in meiner augenblicklichen Gemüthsverfassung mit dem Mädchen nichts zu schaffen haben und ließ ihr sagen, daß ich in meiner Privatwohnung nicht zu sprechen sei, und daß sie sich in meinem Amtszimmer einfinden möge, wenn sie mir etwas mitzuteilen habe. Dann trat ich an das Fenster und sah, wie sie einige Minuten später in großer Hast das Haus verließ. In kurzer Entfernung wandte sie noch einmal den Kopf, und der Anblick ihres zu mir emporgerichteten Gesichts erfüllte mich mit Bestürzung, denn dies totenbleiche, von Schmerz oder Verzweiflung entstellte Gesicht zeigte kaum noch eine Spur des jugendlichen Liebreizes, der bei der Verhandlung gegen Halvorsen so großes Aufsehen erregt hatte. Sie mußte von einer furchtbaren Erregung beherrscht sein, und für einen Augenblick bereute ich, sie nicht angehört zu haben. Aber ich konnte sie nicht zurückrufen, denn eben fuhr mein Wagen vor, und außerdem lief sie so schnell weiter, daß mein Ruf sie kaum noch erreicht hätte. Unablässig verfolgte mich auf der Fahrt zum Zuchthaus die verstörte Miene des Mädchens, und ich grubelte vergeblich über die Gründe nach, die sie zu mir getrieben haben mochten. Dann zwangen mich peinliche Eindrücke anderer Art, alle Widerstandskraft

meiner Nerven aufzubieten, um in leidlicher äußerer Haltung meinen traurigen Pflichten nachzukommen.

Ich betrat den schmalen Seitenhof, auf dem das Gerüst mit dem Fallbeil aufgestellt war, heute nicht zum ersten Male. Nie zuvor hatten die kahlen, schmutzigen Mauern mit den kleinen vergitterten Fenstern so be-
klemmend trostlos und niederdrückend auf mich gewirkt wie an diesem Morgen. Ein feiner, eiskalter Sprühregen machte das schwache Dämmerlicht noch trübfeliger, Menschen und Dinge in einen mißfarbigen Nebel hüllend. Da mein Kutscher sich etwas verspätet hatte, fand ich die kleine Zahl der Zeugen bei meinem Eintreffen bereits versammelt. Alle ohne Ausnahme hatten fahle, überwachte Gesichter. Keiner sprach ein Wort. Stumme Grüße nur wurden hier und da getauscht; scheue Blicke streiften an den beiden hochragenden Balken vorüber, neben denen steif und stumm ein ernst dreinschauender Mann in schwarzem Anzuge stand. Ich kannte ihn, denn er hatte sich mir gestern als der von auswärts berufene Scharfrichter vorgestellt. Er sah durchaus nicht abscheuerregend aus und machte den Eindruck eines harmlosen kleinen Beamten. Etwas abseits standen seine drei Gehilfen, und neben ihnen gewahrte ich einen mit einem schwarzen Tuche bedeckten Gegenstand gleich einem niedrigen, länglichen Kasten. Es mußte der Sarg sein, der den Körper des Gerichteten aufnehmen sollte. Für mich war in einiger Entfernung von dem Gerüst ein grün verhangenes Tischchen aufgestellt worden, auf das ich meine Aktenmappe mit der vollstreckbaren Ausfertigung des Todesurteils niederlegte.

Die achte Stunde war bereits um einige Minuten überschritten, und noch immer sahen wir uns zu

schweigendem Warten verurteilt. Es waren die längsten und qualvollsten Minuten, die ich je durchlebt. Die Bangigkeit vor dem Kommenden lag wie eine erstickende Last auf meiner Brust; hier und da flimmerte es mir vor den Augen, so daß die schattenhaften Gestalten um mich her vollends in zitterndem Nebel verschwand. Meine Gedanken jagten sich in wildester Flucht, und mein Gehirn war erfüllt von den abenteuerlichsten Vorstellungen und Vermutungen. Immer und immer sah ich das farblose, verzerrte Mädchen-gesicht, dessen Schönheit irgend eine Seelenqual so ganz ausgelöscht hatte. Ich sah es mit dem wirren, verzweifelten Blick und den wie zu einem Aufschrei halb geöffneten Lippen, so wie es sich vorhin zu meinem Fenster emporgewendet hatte, und es war mir, als vernähme ich auch den Schrei, den diese entfärbten Lippen ausstießen.

Da setzte ein dünnes, klägliches, wimmerndes Läuten ein — der blecherne Klang des Armesünderglöckchens. Und nun öffnete sich auch die kleine Thür an der einen Schmalseite des langgestreckten Hofes. Für einen Augenblick fühlte ich den Schlag meines Herzens stocken und glaubte ohnmächtig zu werden. Aber noch einmal gelang es mir, mich zu beherrschen. Deutlicher lösten sich aus der wogenden Verschwommenheit die Gestalten der langsam Näherkommenden. Ich unterschied das Haupt des greisen Gefängnisgeistlichen und das Gesicht des Zuchthausdirektors. Zwischen ihnen, sie um ein gutes Stück überragend, hob sich der blonde Kopf des friesischen Steuermanns, aufrecht und aus klaren blauen Augen blickend wie im Gerichtssaal und gestern in der Gefängniszelle. Der Scharfrichter gab seinen Gehilfen einen Wink. Ich stand mit bebenden

Anien vor meinem Tische und mühte mich umsonst, das Zittern der Urkunde zu verhindern, die ich in den Händen hielt. Nun war Niels Halvorsen bei mir angelangt, und während das entsetzliche Glöckchen noch immer fortjammerte, verlas ich das Urtheil, das Niels Halvorsen aus der Schar der Lebenden löschte. Dadurch blieb es mir zunächst noch erspart, ihn anzusehen; aber ich war dazu gezwungen, als ich ihm das Blatt entgegenhielt, wie es die Form verlangte.

Er streifte es nur mit einem flüchtigen Blick; dann suchten seine Augen die meinigen, und mir war, als ströme es plötzlich siedend heiß durch meinen Körper. Nur bei ganz jungen Kindern hatte ich bisher zuweilen eine ähnliche Empfindung gehabt — die Empfindung, als könne mein Blick wie durch weit geöffnete Fenster bis in den tiefsten Grund ihrer Seele dringen. Und die Seele, die sich mir in diesem Augenblick enthüllte, war gewiß nicht die eines verruchten Verbrechers. Und als würden mir von einer geheimnisvollen, unwiderstehlichen Macht die Worte wider meinen Willen herausgepreßt, richtete ich an den aufrecht Dastehenden die völlig sinnlose und überdies ganz unzulässige Frage: „Haben Sie noch etwas zu sagen, Halvorsen, das zu Ihrer Rechtfertigung dienen könnte?“

Meine eigene Stimme klang kraftlos; laut und volltönend erwiderte Niels Halvorsen: „Zu meiner Rechtfertigung ist nichts zu sagen! Ich habe getödtet, und dafür will ich sterben. Aber ich schwöre vor Gott, daß ich kein Raubmörder bin. In der Verzweiflung habe ich den Scharken niedergestochen, und weil ich das Mädchen vor ihm retten wollte. Ich hatte sie sehr lieb, und ich war gekommen, sie von ihm zum Weibe zu begehren. Das wollte ich noch sagen, jetzt,

wo ich gewiß bin, daß ich nicht mehr begnadigt werden kann. Und nun bin ich bereit."

Was in mir vorging, vermöchte ich doch nie zu schildern. Ich hatte keinen anderen klaren Gedanken als die Gewißheit, daß dieser Mann nicht gerecht gerichtet worden war, wenn es auch seine Schuld sein mochte, daß es nicht erkannt werden konnte. Das Papier knisterte in meiner zitternden Hand, und ich fühlte ein fast-unwiderstehliches Verlangen, es in Stücke zu zerreißen. Drohend und riesengroß stand allein das Bewußtsein meiner beschworenen Pflicht vor meiner Seele. Unabhängig von meinem Willen fielen die Worte von meinen Lippen: „Im Namen des Gesetzes, Herr Richter, übergebe ich Ihnen den Verurteilten. Tun Sie an ihm, was Ihres Amtes ist.“

Ich weiß nicht, wie das weitere geschah. Nur eine unbestimmte, verschwommene Erinnerung ist mir geblieben an zwei dumpfe Schläge, an menschliche Gestalten, die einen kopflosen Körper in einen flachen, schwarzgestrichenen Sarg legten, an aschfarbene Gesichter um mich her und an ein Gemurmel hastiger, halb verständlicher Abschiedsworte. Ich besinne mich nicht einmal darauf, daß ich das vom Gerichtschreiber aufgesetzte Protokoll über die vollzogene Hinrichtung unterschrieben habe. Mein Gedächtnis setzt erst wieder ein mit dem Augenblick, da im äußeren Flur des Zuchthauses eine eiskalte Hand sich auf die meine legte und eine angstvolle Stimme fragte: „Es ist schon geschehen? Alles ist vorbei?“

Ich blickte in das verstörte Gesicht des jungen Anwalts, der den Steuermann Niels Halvorsen verteidigt hatte. Stumm nickte ich bejahend. Da faßte er mich am Arm und bat eindringlich, ihn in meinem Wagen mitzunehmen; er habe mir etwas zu sagen.

„Die Belastungszeugin Henni Røster war soeben bei mir,“ fügte er hinzu. „Sie erklärte, eine falsche Aussage gemacht zu haben. Und ich gewann die Überzeugung, daß sie heute die Wahrheit sprach.“

„Lassen Sie mich alles wissen,“ forderte ich ihn auf, „oder lassen Sie es mich von dem Mädchen selbst hören. Haben Sie es nicht mit hierher gebracht?“

„Ich konnte nicht. Als sie von mir erfuhr, daß es zu spät sei, das Schicksal des Verurteilten zu wenden, lief sie fort. Ich konnte sie nicht zurückhalten.“

Was ich unterwegs erfuhr, bestätigte die letzten Worte Niels Halvorsens vor seinem Tode. Er mußte das Mädchen mit der ganzen Inbrunst eines unverdorbenen Herzens geliebt haben. Sie aber hatte ihn unter dem bösen Einfluß ihrer sittlich entarteten Verwandten nur zum Narren gehalten; sie spielte die Komödie eines liebenden Weibes und plünderte ihn regelrecht aus. An jenem Abend war er in der That bei dem Pfandleiher erschienen, um der Ungewißheit ein Ende zu machen und sich mit ihr zu verloben. Henni Røster hatte gelogen, als sie aussagte, sie habe nicht gewußt, daß Niels dagewesen sei. Sie war bei Beginn seiner Unterredung mit ihrem Onkel zugegen gewesen und hatte gehört, wie der Pfandleiher seine Werbung höhnisch abwies und ihm mittheilte, daß ein Theateragent sich mit seiner Zustimmung erboten habe, sie zur Tänzerin ausbilden zu lassen. Sie selbst hatte dem fassungslosen Steuermann die Wahrheit dieser Worte bestätigt. Dann aber, als er in wildem Zorn auffuhr, war sie in plötzlicher Angst davongeeilt, um ihre Tante zu holen. Als sie mit der Frau zurückkam, war das Unglück geschehen. Sie sei anfangs entschlossen gewesen, vor der Polizei und dem Gericht

die volle Wahrheit zu sagen; aber ihre rachsüchtige Tante habe sie bestimmt, so auszusagen, daß Halvorsen als Raubmörder verurteilt werden müsse. Und sie sei durch Halvorsens unbegreifliches Verhalten zuletzt um so sicherer geworden, als die Tante nicht müde wurde, ihr vorzustellen, daß sie nur dann vor ihm Ruhe haben würde, wenn er für immer ins Gefängnis käme. Daß er hingerichtet werden könnte, habe sie nicht geglaubt, weil man ihr versicherte, daß der Senat kein Todesurteil bestätige. Aber das Gewissen habe sie beständig geplagt, und als sie gestern zufällig erfahren, daß Halvorsen nicht begnadigt worden sei, habe sie sich entschlossen, die Wahrheit zu sagen.

„Sie behauptet, daß sie heute schon in aller Frühe bei Ihnen gewesen, aber nicht angenommen worden sei. Da lief sie in ratloser Verzweiflung zu mir und geriet völlig außer sich, als ich ihr sagen mußte, daß sie mit ihrem Geständnis menschlicher Voraussicht nach zu spät gekommen sei.“

„Ja, sie war bei mir — und ich habe sie nicht angehört! — Sagen Sie mir, wie soll man sich Halvorsens selbstmörderisches Verhalten deuten? Er brauchte doch nur den wirklichen Hergang zu erzählen; dann mußte die Verhandlung einen anderen Ausgang nehmen. Er wäre mit Gefängnisstrafe davongekommen. Sie als sein Verteidiger müssen ja am ehesten eine Erklärung für das Unbegreifliche finden.“

Mit gesenktem Kopfe und ganz gebrochen saß der junge Anwalt neben mir auf dem Polster. Seine Stimme klang umflort, als er sagte: „Ja, jetzt habe ich sie allerdings. Er verschwieg die Wahrheit, weil er mit der Blutschuld auf dem Gewissen nicht mehr leben wollte. Vielleicht auch, weil er meinte, den Ver-

lust des Mädchens nicht ertragen zu können. Als ich ihm bei unserer ersten Unterredung davon sprach, ob es nicht aus der Sachlage zu rechtfertigen sei, seine That als Handlung des Jähzorns anzusehen, fragte er mich, ob er auch dann zum Tode verurteilt werden würde. Und als ich das bestimmt und in der besten Absicht für ihn verneinte, verharrte er hartnäckig auf dem Wege, der ihn rettungslos seinem Verhängnis entgegenführen mußte. Es ist ein Rätsel; aber ich bin wegen meiner Kurzsichtigkeit doch nicht härter zu verurteilen als alle anderen, die die Wahrheit ebensowenig zu durchschauen vermochten wie ich."

Noch in derselben Stunde verfügte ich die Vorführung der Henni Köster. Der beauftragte Beamte der Kriminalpolizei konnte sie nicht finden. Sie hatte sich nach der Aussage ihrer Tante schon vor Tagesanbruch aus der Wohnung entfernt und war bis jetzt nicht zurückgekehrt. Wenige Stunden später zog man sie als Leiche aus dem Fluß. Die Gewissensqual hatte den Sieg behalten über den heißen Lebensdurst, der die Mißleitete so frühe ins Verderben getrieben.

Gegen die Witwe des ermordeten Pfandleihers wurde ein Vorverfahren wegen Verleitung zum Meineid eingeleitet, aber es verlief, wie sich voraussagen ließ, ohne Ergebnis. Ihrem hartnäckigen Leugnen gegenüber fehlte es an Beweisen, durch die sie hätte überführt werden können. Die Lippen der eigentlichen Ankläger waren ja auf ewig verstummt.



Vom Erfrieren der Pflanzen

Von Dr. Martin Böling

Wenn das Pflanzenleben tief unter der dichten Schneedecke geborgen liegt, scheinen auch die Bäume und Sträucher unter der weißen, schimmernden Last zu schlafen, und poetisch veranlagte Gemüther klagen dann über Sterben und Tod in der Natur. Aber der Schein trügt. Die anthropomorphosierende — das heißt die alles Naturleben vermenschlichende — dichterische Auffassungsweise hat nichts gemeinsam mit naturwissenschaftlicher Anschauung und Erkenntnis. Das Leben der Pflanzen hat im Winter nicht aufgehört. Weder über noch unter der Erde ist von einem Stillstand der Kräfte zu reden, nur sind diese höchst wichtigen Vorgänge, die zur Erneuerung des Wachstums im künftigen Frühling geschehen, für das Auge nicht ohne weiteres wahrnehmbar. Die Büsche und Bäume, ihres Laubes beraubt, sehen aus, als ob sie erstarrt wären, aber sie sind von geheimnisvollem Leben durchaus erfüllt. Der Jahreszeit gemäß findet nun, im Gegensatz zum Frühling und Sommer, die Thätigkeit der Pflanzen im Innern der Organismen statt. Was nun hier vorgeht, kann mit feinen Instrumenten festgestellt und gemessen werden.

Die Pflanzen behaupten sich gegen die Unbilden des Winters; sie haben sich den in dieser Zeit des Jahres in der Natur herrschenden Verhältnissen angepaßt, ohne ihren gefahrbringenden Wirkungsweisen unter normalen Umständen zu unterliegen. Und sie haben sich gut eingefügt in den Kreislauf des Jahres, denn selten einmal — abgesehen von zu außergewöhnlich starken Schneefällen oder Windbrüchen und rasch gefrierendem Raufrost — ereignet es sich, daß im Winter in der freien Natur großer Schaden angerichtet wird.

Gefährlicher wird die naturgegebene Lage erst dann, wenn die Entfaltung wieder nach außen drängt, im Frühjahr. Obstzüchter und Blumenfreunde erleben immer wieder in den April- und Maiwochen dieselbe Sorge. Und viel wird vom Frost vernichtet, oft nur auf kleinen Gebieten, bisweilen aber auch leider in weiten Bezirken.

Es kann sehr gut beobachtet werden, daß Pflanzen im Winter teilweise gefrieren. Wühlt man an einem kalten Tag eine Staude unter dem Schnee unvorsichtig heraus, so bricht sie wie Glas. Man kann ferner die Wahrnehmung machen, daß die Laubnessel oder das Maßliebchen, die im Winter einen so totenhaften Eindruck machen, oft nach wenigen Tagen milden Wetters wieder grün sind und sich weich und saftig anfühlen. Ihnen vermochte demnach das Gefrieren nicht zu schaden.

Nähme man aber eine solche im Frost hart gewordene Pflanze ins Zimmer mit, so ginge sie unfehlbar verloren, auch wenn es nur schwach geheizt wäre. Die Wärme unserer Hand reicht schon hin, um das im Frost erstarrte Gewächs zu vernichten. Es ist nicht so, wie man gewöhnlich annimmt, daß die einheimischen wildwachsenden Pflanzen erfrieren, die meisten gehen am Auftauen zugrunde. Erfolgt dieser Vorgang nicht allmählich, so führt dies allein das Absterben herbei. Aus diesem Grunde ist die Gefahr der Frühlingsfröste so groß. Die Sonne hat im April und Mai schon zu viel Kraft; das Auftauen erfolgt zu rasch, und erst dadurch kommt das Unheil zustande.

Darf man demnach für unsere einheimischen Pflanzen Gefrieren nicht mit Erfrieren als gleichbedeutend betrachten, so tritt dies allerdings bei nur akklimati-

sierten Gewächsen milderer Zonen, die unseren Verhältnissen nur unzureichend angepaßt sind, immer ein. Es gibt sogar Pflanzen, die vor dem Gefrieren erfrieren, nicht wenige darunter bei 2, ja manche sogar schon bei 5 Grad Celsius Wärme.

Viele unserer Nutzpflanzen können wohl etwas mehr Kälte, aber auch nicht viel darüber hinausgehend ertragen. Dadurch werden wir an ihre fremde Herkunft erinnert. So erfrieren Bohnen, Gurken und Kürbisse schon bei $-1,5$, Mais und Hirse bei -2 Grad Celsius, ebenso empfindlich sind Tomaten. Dagegen überdauert die Laubnessel selbst ohne Schneeschutz 10, der Kohl sogar bis zu 20 Grad Celsius Kälte, eine Eigenschaft, die ihn als Wintergemüse wertvoll gemacht hat. Die gleichfalls nicht unserer Zone entstammende Nießwurz erträgt ohne Schneeschutz — allerdings nur vorübergehend — bis zu 24 Grad Celsius Kälte; unter der Schneedecke indes sogar noch mehr. So sind auch verschiedene Alpenpflanzen von unglaublicher Zähigkeit; sie können sich mehrere Jahre im gefrorenen Zustand befinden, ohne dadurch ihre weitere Wachstumsfähigkeit einzubüßen. Der Schweizer Naturforscher Charpentier fand, daß Alpenklee, Bergnelkenwurz und breitblättriges Hornkraut, die von 1817 bis 1822 mit Eis bedeckt waren, im Jahre 1823 beim Zurücktreten des Gletschers von Tour wieder austrieben.

Der Vorgang des Erfrierens ist durch wissenschaftliche Untersuchung und Beobachtung klargestellt. Die mikroskopische Untersuchung davon betroffener Pflanzenteile zeigt deutlich, daß die sonst Luft enthaltenden Zellzwischenräume mit Eiskristallen angefüllt sind. Diese Kristalle entstehen aus dem Saft benachbarter Zellen. Tritt dieser Vorgang durch Kälteeinwirkung ein, so

geschieht diese Kristallbildung durch mehr oder weniger starken Wasserverlust. Wird die Grenze überschritten, so stirbt die Pflanze ab. Außerdem vermag jedoch die steigende Kälte auch auf das Plasma selbst schädigend einzuwirken.

Mangel an Wasser kann indes auch das Absterben solcher Pflanzen herbeiführen, die nach ihrer Widerstandsfähigkeit schon Temperaturen über dem Nullpunkt nicht gewachsen sind. Die Wurzel verliert in diesen Fällen die Fähigkeit, Wasser aufzunehmen, und infolgedessen werden die Blätter nicht mehr mit der nötigen Flüssigkeit versorgt. Die Pflanze „verdurstet“.

Diese Beobachtungen führen zu dem Schluß, daß wasserarme Pflanzen oder Pflanzenteile dem Erfrieren besser zu widerstehen vermögen, als dies bei krautigen der Fall ist. Man hat Proben mit Samen gemacht, und es zeigte sich, daß trockene bis zu 80 Grad Kälte ertragen konnten; gequollene starben schon unter der Einwirkung viel niedrigerer Temperaturen ab. Die Fähigkeit gewisser Holzarten, unter normalen Umständen große Kälte zu überstehen, beweist ebenfalls, daß Absterben durch große Kälte keine Folge der niedrigen Temperatur, sondern erst des dadurch hervorgerufenen Wassermangels ist.

Aber selbst das sonst meist so gefährliche zu schnelle Auftauen nach Kälteeinwirkungen wird von manchen Pflanzen überwunden. Gewächse, die in gemäßigten Klimaten ihre gewohnten Lebensbedingungen finden, kommen dort weniger häufig in diese ungünstige Lage. In unsere Breitengrade verpflanzt, sind sie gegen so plötzliche Fälle wie die unter solchen Umständen möglichen Frühlingserfröste nicht genügend geschützt. Dagegen halten viele Alpenpflanzen sogar wiederholtes

Gefrieren und schnelles Auftauen ohne Beeinträchtigung aus. Sie können ja anders auch nicht bestehen, denn die Sommertage im Hochgebirge sind heiß, die Nächte aber bitter kalt. So verbringen der Eishahnenfuß und der Schneezian selbst während der Blütezeit die Nächte im hartgefrorenen Zustand. Das läßt uns einen tiefen Blick in das Leben der Pflanzen tun. Wunderkräftig trogt es allen Unbilden der Witterung und erobert in allmählichen Übergängen und Anpassungsweisen an veränderte Umstände weite Gebiete, die ohne Pflanzenleben sonst schaurige Eindrücke wären.



Mumien, Wolken und Radium

Von Hermann Radestock

M 300

Im Kapuzinerkloster zu Palermo herrscht folgender sehr eigentümliche Brauch. Die Leichen der Klosterinsassen werden auf ein rostähnliches Gestell gelegt, welches über einem die Totenkammer unterirdisch durchfließenden Wasser steht. Nach Ablauf mehrerer Wochen werden die Leichen entfernt und an der Luft getrocknet. Schon bevor dies geschieht, sind sie so weit eingeschrumpft, daß ihrer Aufbewahrung im Grabgewölbe nichts im Wege steht. Eine ähnliche, auf natürlichem Wege zustande kommende Mumifizierung findet im sogenannten Bleikeller des Bremer Doms, in der Quedlinburger Schloßkapelle, auf dem Kreuzberg in Bonn, auf dem Kahlenberg bei Wien, in Kiew, Toulouse und Bordeaux statt.

In vielen neuentdeckten Höhlen fand man wohl-erhaltene Überreste von Tieren; in Südpatagonien ein ganzes Riesenfaultier, eine ausgestorbene Tierart, die einer längst verschwundenen Erdperiode angehörte.

Worauf beruht nun die so nachhaltige Wirksamkeit dieser Naturtrocknung sonst verweslicher Stoffe? Die Temperatur der betreffenden Keller und Höhlen kann es nicht sein; sie war und ist in den meisten Fällen nicht tief genug, um diesen Vorgang möglich gemacht zu haben. Ebensovienig ist es der Feuchtigkeitsgehalt und der Druck der Luft; in beiden Fällen fand sich nirgend ein ungewöhnliches Maß. Man konnte sich daher diese meist als „Wunder“ angestaunten „Mumien“ so lange nicht erklären, bis die Entdeckung des Radiums und die eigenartigen Wirkungen seiner Ausstrahlungen bekannt wurden. Seitdem brachten neue Forschungen Licht auch in dieses Dunkel. Der feuchte Höhlenlehm,



Katakomben unter dem Kapuzinerkloster von Palermo mit Hunderten von verrottenen
Leichen angesehener Stadtbürger.

die beschlagenen Wände jener Keller, besonders aber die vielfach vorhandenen fließenden Gewässer darin erwiesen sich bei ihrer Untersuchung als mehr oder weniger radiumhaltig: als radioaktiv. So ist der Höhlenlehm auf der Insel Capri nach Mitteilungen von Hjalmar Sander viereinhalbmal radioaktiver als die nächst benachbarte Ackererde. In der Harzer Baumannshöhle ist diese ionisierende Anreicherung mit Radium etwa zwanzigmal und in einem Kobaltschacht bei Schneeberg im sächsischen Erzgebirge sogar vierhundertdreißigmal so groß als in der freien Umgebung dieser Stätten. An all den genannten Keller- und Höhlenstellen müssen sich demnach im Boden, oft wahrscheinlich in großer Tiefe, radioaktive Stoffe, gebunden an verschiedene Erze, befinden. In gasähnlichem Zustand werden diese Stoffe vom unterirdisch rieselnden und fließenden Wasser gelöst und gelangen mit ihm an die Erdoberfläche. Hier sind es nun nicht nur Boden und Wände von Kellern und Höhlen, in und an denen sich das radiumhaltige Wasser als Rinnsal oder Verdunstungsniederschlag zeigt, sondern vielfach tritt es auch im Freien als Quelle zutage. Das Wasser dieser radioaktiven Quellen, so derjenigen von Baden-Baden, besitzt — wenigstens nach derzeitiger medizinischer Auffassung — Heilkraft. Diese geht indes bekanntlich durch Versenden oder nach längerem Aufbewahren des Wassers in Flaschen verloren, ein Umstand, der mit der Verflüchtigung der Radiumemanation zusammenhängt. Wie auf der Erde aber keine Kraft verloren geht, so bleibt auch die der Radiumemanation nach der Verflüchtigung erhalten, in gewissem Umfange kehrt sie mit den atmosphärischen Niederschlägen zurück, deren Untersuchung eine Radioaktivität ergibt. Regen und verhältnismäßig noch

stärker Schnee zeigen einen merklichen Gehalt an solcher; sie ist stärker beim Beginn des Falles von Niederschlägen als später.

Daß diese Emanation selbst nach der Verflüchtigung im Freien zuweilen noch ganz bedeutende Wirkungen hervorbringt, zeigt folgende neuere Beobachtung und Untersuchung Professor Bandls. Jedem Besucher des Hochgebirges wird es schon aufgefallen sein, daß gewisse Bergspitzen fast andauernd von einer kleinen, dünnen Wolke — „Hut“ oder „Haube“ genannt — umhüllt sind. Dies ist der Fall beim Pilatus, dem man im Volksmund, allerdings nicht mit Recht, nachsagt: „Hat der Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut.“ An sehr hohen Berggipfeln ist diese Erscheinung oft besonders auffallend. Sie ist aber keineswegs auf sie beschränkt, sondern zeigt sich, und zwar immer genau an der gleichen Stelle, auch an Felswänden, auf Graten, Sätteln und nicht nur der Hochgebirge, sondern auch der Mittelgebirge; so im Riesengebirge an der Schneekoppe, der großen und kleinen Sturmhaube im Harz am Brocken und im norwegischen Berglande.

Über Art und Entstehen dieser Wolken behauptet Bandl: Die Radiumemanation braucht nur fünf bis dreißig Minuten zur Bildung einer sichtbar werdenden Wolke. Diese haftet entweder unmittelbar am Boden oder schwebt über ihm dauernd in geringer Höhe. In der Regel herrscht zur Zeit der Entstehung verhältnismäßige Windstille. Schwache Windströmungen sind nicht imstande, die Wolke wie eine Fahne in ihre Richtung zu zwingen. Deshalb geht auch eine inzwischen erfolgte Winddrehung an diesen kleinen Wolken wirkungslos vorüber. Ob Sommer oder Winter, Hitze

oder Kälte, Tag oder Nacht, das alles ist von keinem Einfluß, wohl aber der Luftdruck. Niederer und abnehmender Druck begünstigt die Bildung dieser kleinen, dunkel gefärbten Flockenwolke entschieden. Zeigt sie sich an zwei bis drei Tagen hintereinander, so gibt es bei noch so schönem Wetter meist binnen zwölf bis vierundzwanzig Stunden einen Witterungsumschlag mit starker Bewölkung, Sturm, Gewittern, Wolkenbrüchen und Landregen. Den Eingeborenen dienen diese Wölkchen ihrer „Gewitterberge“ längst als Wetterpropheten. Untrüglich sind diese Beobachtungen indes nicht.

Die Wissenschaft sucht diese Wolkenbildung als Folge der Radiumemanation ähnlich zu erklären wie im Falle der „natürlichen Mumifizierung“. Man nimmt an, daß die durch das fließende Wasser gelösten radioaktiven, also „gasähnlich“ gewordenen Stoffe beim Ausströmen in den freien Luftraum sich nicht an Keller- und Höhlenwänden niederschlagen, sondern daß jedes kleinste Teilchen einer solchen Emanation der Verdichtungskern für ein sich bildendes, winziges Wassertröpfchen wird. Aus diesen Millionen von Tröpfchen bildet sich ein allmählich immer dicker und zuletzt sichtbar werdender Nebel, der, bei abnehmendem Luftdruck sich immer mehr verbreitend, allmählich auch in die Höhe steigt. Er erreicht in gewisser Höhe schwebende Wolken und bringt sie schließlich durch elektrische Mitwirkung zur Entladung und Ergießung.

Professor Sieveking erklärt durch dieses massenhafte Ausströmen von Radiumemanation auch die auffallend starken und langdauernden Regengüsse nach allen tektonischen Erdbeben, die sich in ausgesprochenen Einsturz- und Spaltengebirgen ereignen. Bei solchen Gelegenheiten werden vielfach neue größere Hohlräume im

Schoße der Erde geschaffen, in welche die freiverdende Radiumstrahlung von unten eindringt, dann nach oben steigt und schließlich ins Freie ausströmt, um hier eine ungeheure Wolkenbildung zu veranlassen. Durch eine einfache Folgerung ist man heute zu der Überzeugung gelangt, daß der innere Kern der Erde frei von radioaktiven Stoffen ist, und daß der Gehalt an solchen sich auf eine Oberflächenkruste von 70 Kilometer Tiefe beschränkt, ein Schluß, der auch durch andere Beobachtungen bestätigt wird. Da nämlich, auf einen Kubikzentimeter berechnet, der Radiumgehalt von Gesteinen, die einen großen Teil der Erdkruste bedecken, die fünf- bis zehnfache Wärmemenge liefert, die nötig ist, den Verlust an Wärme zu decken, den die Erde durch Ausstrahlung erleidet, die Erde also bei völliger Durchsetzung mit radiumhaltigen Stoffen eine steigende Erwärmung erfahren müßte — was doch nicht der Fall ist —, so ergibt sich zwingend, daß eben ein Radiumgehalt in solchem Umfang sich nicht in ihr befindet.

Wenn man bedenkt, daß alles bis jetzt entdeckte und einigermaßen sicher zu schätzende Radium noch kein volles Pfund beträgt, daß dieses aber bereits Milliardenwerte darstellt, so muß man der Wissenschaft für ihre neue Entdeckungen dankbar sein. Die Forschung wird nicht ruhen, bis sie technische Mittel und Wege findet, jene durch die erwähnten Wölkchen sich verratenden Stellen zu untersuchen und bei lohnend erscheinender Stärke auszubeuten.



Indira

Eine altmodische Geschichte aus Indien
Von Bankim Chandra Chattopadhyaya

In's Deutsche übertragen von J. M. Esler

Endlich war der Tag gekommen, an dem ich in das Haus meines Mannes gebracht werden sollte. Ich war schon über neunzehn Jahre alt und lebte, gegen den Gebrauch unserer Hindusitten, noch immer bei meinen Eltern statt in der Familie meines künftigen Gatten. Diese außergewöhnliche Tatsache hatte den sehr einfachen Grund, daß mein Vater ein vermögender Mann, mein Schwiegervater aber arm war. Einige Tage nach meiner Vermählung — ich war damals noch ein Kind — wollte mein Schwiegervater mich in sein Haus holen lassen, mein Vater aber lehnte es ab, mich zu ihm zu senden. Nach seinen Worten sollte es der Schwiegersohn erst zu etwas bringen und zeigen, daß er fähig sei, selbständig zu erwerben. Bis dahin müsse ich im Elternhause bleiben. Mein Mann, der kaum zwanzig Jahre alt war, fühlte sich darüber tief gekränkt, er schwur, daß er sogleich beginnen wolle, ein Vermögen zu erwerben, und rüstete sich zu einer Reise nach Westindien. In jenen Tagen gab es im Lande noch keine Eisenbahnen, und das Reisen war mühsam, beschwerlich und gefahrvoll. Als Fußwanderer ging mein Mann fort, ohne Mittel, Empfehlungen und Gönner. Keine Gefahr und kein Hindernis pflegt unüberwindlich zu sein, sobald uns fest entschlossener Wille beseelt. Schon nach kurzer Zeit schien mein Mann zu verdienen, denn er sandte Geld, kam jedoch in den nächsten Jahren weder nach Hause, noch ließ er sich nach mir erkundigen. Endlich kehrte er doch zurück, und wir hörten, daß er ein großes Vermögen erworben habe. Mein Schwiegervater schickte uns die Nachricht an

meinen Vater, daß Upendra — so nannte sich mein Mann — heimgekehrt und wohl imstande sei, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er sende eine Sänfte für mich nebst Trägern und bitte meinen Vater, mich in mein neues Heim zu schicken. Sollte es jedoch sein Wille sein, daß man für Upendra eine andere Frau suche, so werde man sich darein fügen. Mein Vater nahm diese letzten Worte als Zeichen von Emporkömmlingsmanieren auf und lächelte nur dazu.

Nach tränenreichem Abschied trat ich die Reise nach meinem einige Meilen entfernt gelegenen neuen Heim an. Sehr früh machte ich mich auf den Weg, denn ich wußte, daß ich mein Reiseziel nicht vor Anbruch der Dunkelheit erreichen würde. Ungefähr auf halbem Wege mußten wir an einem unter dem Namen „Schwarzer Teich“ bekannten, fast eine Meile langen See vorbei, dessen Ufer hügelig emporstiegen. Ringsum war das Wasser von dichten Massen alter Bananenbäume umgeben und so dunkelfarbig wie Gewitterwolken. Die Gegend war nahezu unbewohnt, nur ein kleiner Verkaufstand befand sich an der Stelle, wo die hier rastenden Reisenden ihr Wasser zu schöpfen pflegten. Nicht allzufern lag ein kleines Dorf, das, nach dem Schwarzen Teiche benannt, Kaladighi hieß.

Meine Sänfte wurde dicht am Ufer im Schatten eines Baumes abgesetzt. Aus dem Klang der Stimmen konnte ich bald vernehmen, daß meine Begleiter sich entfernt hatten. Zaghaft öffnete ich die Schiebetür und schaute hinaus. Ich sah, daß ungefähr hundert Meter von mir entfernt die Träger ihre Mahlzeit einnahmen. Ich bemerkte, daß einige der Männer im Teiche badeten, und bald befand sich meine gesamte Begleitung mit Ausnahme der Träger im Wasser. Bei mir

waren nur zwei Frauen, mein Kammermädchen und eine von meinem Schwiegervater gesandte Dienerin. Meine Besorgnis steigerte sich zur Angst.

In diesem Augenblick hörte ich auf der anderen Seite meiner Sänfte ein Geräusch, das wie das Herabfallen eines schweren Gegenstandes klang. Vorsichtig schob ich die Thür an jener Seite zurück und spähte hinaus; aber sofort fuhr ich zurück. Vor mir stand ein großer, düster blickender Mann. Und wie ich ihn so voll Furcht, unfähig mich zu bewegen, anstarrte, sprang noch einer und nach ihm noch mehrere aus den Ästen der Bäume herab. Vier Männer packten die Sänfte, schwangen die Tragstangen auf ihre Schultern und setzten sich in Trab.

Meine Wächter sprangen aus dem Wasser und liefen schreiend hinterdrein. Ich wußte, daß ich Räubern in die Hände gefallen war. Mädchenhafte Zurückhaltung konnte mir nichts mehr helfen; ich riß beide Thüren der Sänfte weit auf und sah, daß meine Leute, laut rufend, hinter den Räubern her rasten. Schon hoffte ich auf Befreiung, wurde aber rasch genug enttäuscht, denn wie wir dahinjagten, sprangen immer und immer mehr Räuber auf den Weg herab, der durch den dichten Wald führte. Einige trugen Bambusstäbe in den Händen, andere waren mit Ästen bewaffnet, die sie von den Bäumen gebrochen hatten, auf denen sie sich verborgen gehalten. Als sie die Übermacht sahen, ließen meine Leute in der Verfolgung nach. Die Räuber rannten weiter, und die Schatten der Nacht senkten sich schon herab, als sie endlich halt machten und die Sänfte niedersetzten.

Als ich umherblickte, bemerkte ich, daß wir uns in dichtem Wald befanden. Es war finster und unheimlich, einer der Männer zündete eine Fackel an, und ein anderer befahl mir, alles herauszugeben, was ich

bei mir habe. Zitternd reichte ich ihnen, was ich besaß, meine Edelsteine und Geschmeide, und alles, was ich als Schmuck an mir trug. Auch meine Gewänder nahmen sie mir und warfen mir dafür ein grobes, zerrissenes Kleidungsstück hin. Dann zerschlugen sie die Sänfte, rissen die silbernen Beschläge und Verzierungen ab und verbrannten die wertlosen Teile, um jede Spur ihres Verbrechen zu tilgen. Darauf wollten sie sich davon machen und mich in der Wildnis zurücklassen. So verwirrt und verängstigt war ich durch die ausgestandenen Schrecken, daß ich die wilden Männer um Hilfe anrief.

Da sagte einer der älteren: „Kind, was sollten wir mit einem so hübschen jungen Mädchen anfangen? Unsere Tat wird bald überall bekannt werden, sieht man nun ein Mädchen wie dich bei uns, so sind wir verraten.“ Einer der Jüngeren rief: „Ich gehe gern ins Gefängnis für ein so schönes Stück Ware. Die soll mir nicht entgehen.“ Der Ältere schwang seinen Stock und schrie: „Ich schlage dir den Schädel ein! Sind dergleichen Sünden für Männer wie uns?“ Mit diesen Worten wandte er sich ab und ging davon. Die übrigen folgten ihm.

So lange ich noch die Stimmen der Männer hören konnte, blieb ich bei klarer Besinnung, als es aber um mich her totenstill geworden war, fiel ich ohnmächtig nieder.

Lange mußte ich so gelegen haben, denn als ich wieder zum Bewußtsein kam, waren Krähen und Kokilas bereits erwacht und erfüllten den Wald mit Geschrei. Ich erhob mich und suchte auf gut Glück einen Weg durch den Wald zu finden. Immer weiter und weiter lief ich und kam nach langer Wanderung endlich in

die Nähe von Wohnstätten. Ich begegnete einigen Männern, und trotzdem es mir, dem in der Senana erzogenen Mädchen, peinvoll war, mit fremden Männern von Angesicht zu Angesicht zu reden, überwand ich meine Scheu und fragte nach dem Wege zu meines Vaters oder meines Schwiegervaters Stadt. Sie starrten mir, ohne Auskunft zu geben, so dreist ins Gesicht; dann fielen so spöttische und beleidigende Worte, daß ich, fast vergehend vor Scham, rasch davonlief. Eine arme alte Frau erbarmte sich, nahm mich in ihre Hütte und bot mir, da sie merkte, daß ich vor Hunger und Schwäche fast die Sinne verlor, zu essen. Auf meine Frage sagte sie mir, sie kenne Mahespur, wollte mich aber, trotzdem ich ihr reiche Belohnung versprach, nicht dorthin begleiten. Nach kurzer Rast wanderte ich auf dem mir von der Frau bezeichneten Wege müde und verzagt dahin, ohne einem Menschen zu begegnen. Als es dämmerte, war ich zu Tode erschöpft. Da sah ich einen Greis den Weg daherkommen; von neuem Mut fassend, fragte ich ihn, wie weit es noch nach Mahespur sei? Er sagte mir, daß ich in entgegengesetzter Richtung gegangen sei, und daß Mahespur über zwei Tagereisen weit entfernt liege. Von neuer Furcht erfüllt, fragte ich ihn nach dem Ziel seines Weges und erfuhr, daß er nach dem nahegelegenen Dörfchen Gaurigram ginge. Geängstigt und ratlos folgte ich ihm. Als wir in das Dorf gekommen waren, fragte er, in welchem Hause ich einkehren wolle. „Nirgends,“ erwiderte ich, „ich werde unter einem Baum übernachten.“

„Welcher Kaste gehörst du an?“

„Der Kaste der Rajastha.“

„Ich bin Brahmane. Komm mit mir. Ich sehe, daß du trotz deines zerrissenen, schmutzigen Gewandes

von gutem Herkommen bist. Mädchen deinesgleichen wachsen nicht in den Hütten der Armen.“

Die letzten Worte machten mich wieder scheu; aber ich faßte mir ein Herz und folgte dem alten, ehrwürdig aussehenden Brahmanen.

Er und seine Frau erwiesen mir viele Freundlichkeiten, doch bot sich mir in der nächsten Zeit noch immer keine Aussicht, sicher und ungefährdet nach Hause zu gelangen. Da erfuhr ich eines Tages, daß ein älterer Mann, Krischnada Babu, mit seiner Familie nach Kalkutta reisen wolle; dies erschien mir als gute Gelegenheit, den Meinen näher zu kommen. Kalkutta lag weit ab von meiner Heimat, aber ein entfernter Verwandter meiner Familie lebte dort, und an ihn wollte ich mich wenden. Ich glaubte, daß es leicht sein müsse, ihn aufzufinden, und hoffte, er würde mich zu meinen Eltern bringen lassen oder meinem Vater Nachricht geben. Der gastfreundliche Brahmane billigte den Plan, und bald darauf besuchten wir Krischna Babu. Der Brahmane sagte ihm, ich sei aus guter Familie und habe durch unglückliche Ereignisse meinen Weg verloren. Er bat für mich, und Krischna Babu erklärte sich bereit, mich bis nach Kalkutta mitzunehmen. In Kalkutta angelangt, nahm er eine Wohnung in der Vorstadt Bhawanipur. Eines Tages fragte er mich, wo meine Verwandten wohneten. Ich wußte es nicht. In meiner Einfalt bildete ich mir ein, Kalkutta sei ein großes Dorf ähnlich meinem Heimatsort, wo die Einwohner jedermann bekannt sind; ich glaubte, es wäre nur nötig, den Namen des Gesuchten zu nennen und zu ihm geführt zu werden. Jetzt erst sah ich, daß die Stadt ein endloses Häusermeer war. Wie sollte ich hier meine Verwandten finden? Krischna Babu fragte überall nach, aber er konnte nichts erfahren.

Bald darauf wollte Krischna Babu mit den Seinen nach Benares reisen. Der gütige Mann sagte: „Höre mich an, liebes Kind. Ich habe einen Freund, Ramram Datta, der hier in der Nähe, in Thanthania, wohnt. Ich traf ihn gestern zufällig, und er erzählte mir, daß seine Familie in großer Verlegenheit sei, weil sie keine Köchin bekommen könnten. Er fragte mich, ob ich ihm nicht jemand empfehlen könnte. Da dachte ich an dich. Es geschieht hierzulande nicht selten, daß Mädchen aus achtbaren Familien Dienste als Köchin nehmen, und eine andere Zuflucht für dich wüßte ich nicht. Meine Mittel erlauben mir leider nicht, dich nach Benares mitzunehmen. Aber selbst wenn du mit uns kämst, wäre nichts für dich gewonnen. Wenn du hier bleibst, könntest du weiter nach deinen Verwandten forschen.“

Ich sah ein, daß Krischna Babu es gut mit mir meinte, und war bereit, zu bleiben. Am nächsten Tage führte er mich in das Haus Ramram Dattas. Das also war meine vom Schicksal gefügte Bestimmung! Nie zuvor hätte ich gedacht, daß ich dazu erkoren sein sollte, zu kochen und bei Tisch aufzuwarten.

Ich hoffte, bald genug ersparen zu können, um heim zu reisen. So ging ein Jahr dahin. Da geschah es unerwartet, daß ein Lichtstrahl in meine Kammernis fiel. Eines Tages rief mich mein Herr zu sich: „Ich habe heute einen mir sehr werthen Gast zu Tisch geladen. Er ist mein Bankier, dem ich Geld schulde. Achte darauf, daß alles außergewöhnlich gut ist.“

Ich gab mir die größte Mühe. Da das Speisezimmer zu den Frauengemächern gehörte, wurde mir befohlen, bei Tisch aufzuwarten. Es war nur für Ramram Babu und seinen Gast gedeckt. Als sie er-

schienen, war der erste Gang aufgetragen, und ich war bereit, den zweiten vorzusetzen. Dicht verschleiert trat ich ein und betrachtete den Gast meines Herren. Seine Hautfarbe war hell, und ich fühlte, daß er einer jener Männer war, die wir Frauen bewundern. Während ich mit der Schüssel in der Hand dastand, sah ich ihn genauer an. Da hob er den Kopf und fing meinen Blick auf. Ein bengalisches Sprichwort sagt: „Wie das Licht in der Finsternis heller strahlt, so strahlen auch die Augen der verschleierten Frau lichter als die der unverschleierten.“ Wie mir schien, war das auch seine Meinung; er lächelte verstohlen und beugte sich wieder über seinen Teller. Verwirrt schob ich das ganze Gericht auf seinen Teller und lief hinaus.

Ich schämte mich und war trotzdem fröhlich. Ja, ich gestehe, die Freude war größer als die Scham. Zum ersten Male beglückte mich ein Lächeln, zum ersten Male hatte mich jemand in dieser Weise angesehen.

In der Küche kam mir der Gedanke, ich müßte den fremden Mann schon früher irgendwo gesehen haben. Um klar darüber zu werden, schlich ich mich zur Tür und beobachtete ihn heimlich und aufmerksam. Und bald wußte ich, wer er war.

Da rief Ramram Babu nach dem nächsten Gang. Ich brachte ein neues von den vielen vorbereiteten Gerichten und merkte, daß der Gast den aufgefangenen Blick noch nicht vergessen hatte, denn er sagte: „Ramram Babu, sagen Sie Ihrer Köchin, sie koche vorzüglich.“

Ramram, der die geheime Bedeutung der Worte nicht verstand, erwiderte: „Ja, sie kocht nicht übel.“

Der Gast fuhr fort: „Es überrascht mich, daß einige der Gerichte genau so zubereitet sind wie in meiner Heimat.“

„Mag sein,“ erwiderte Ramram, „das Mädchen ist nicht aus unserer Gegend.“

Der Gast ergriff die Gelegenheit. „Woher kommst du, mein Kind?“ fragte er und blickte mir in die Augen.

Ich überlegte, ob ich ihm antworten sollte oder nicht. Ja, ich wollte antworten. Aber ein neuer Zweifel stieg auf: Sollte ich die Wahrheit sagen oder nicht? Ich entschloß mich zur Unwahrheit. Wie ich dazu kam, weiß allein der, der den Sinn der Frau über alles Verstehen hinaus trügerisch geschaffen hat. Die Wahrheit könnte ich ja, so überlegte ich mir, ihm noch immer sagen. So antwortete ich mit der Unwahrheit: „Ich bin in Kaladighi zu Hause.“

Er war sichtlich betroffen. Nach einer Weile fragte er leise und freundlich: „In welchem Kaladighi, doch nicht dem der Dakoits?“

Als ich bejahte, sprach er kein Wort mehr.

Ich war die ganze Zeit über mit der Schüssel in der Hand dagestanden und hatte völlig vergessen, daß dies für ein Hindumädchen ein höchst unpassendes Benehmen sei. Ich merkte, daß der Gast die Speisen nicht mehr beachtete. Auch Ramram Babu fiel es auf; höflich wandte er sich an ihn: „Upendra Babu, Sie essen ja nicht mehr?“

Upendra Babu! Darauf hatte ich nur gewartet. Ach, schon ehe ich den Namen hörte, hatte ich ja gewußt, daß der Gast meines Herrn mein Gatte war.

Zitternd vor Freude lief ich in die Küche; die Schüssel entfiel meinen zitternden Händen. Meine Knie wankten, und ich setzte mich nieder. Ramram Babu rief hinaus: „Was fiel denn soeben?“ Ach, was bedeutete mir in diesem Augenblick eine zerbrochene Schüssel!

Von nun ab werde ich den Namen meines Mannes in meiner Erzählung oft nennen müssen. Wie soll ich ihn bezeichnen? Soll ich die empfindlichen Ohren meiner Leserinnen verletzen und sagen „mein Mann“; oder soll ich, frei und kühn nach der heutigen Mode, ihn Upendra nennen; oder soll ich poetisch von ihm als von „meinem Gebieter“, „meinem Gatten“, „meinem lieben Gemahl“ sprechen? Ach, in der Sprache unseres unglücklichen Landes gibt es kein Wort der Anrede oder der Bezeichnung für den einen, dessen Namen zu nennen wir so sehr lieben, den einzigen, von dem eine liebende Frau immerwährend sprechen möchte!

Wie weit war ich mit meiner Erzählung? Ach ja, ich sprach davon, daß ich die Schüssel fallen ließ. Ich saß und überlegte: Da es dem Geschick gefiel, mich meinen verlorenen Schatz wiederfinden zu lassen, darf ich nicht durch einen Anfall weiblicher Bescheidenheit neuen Verlust verschulden. Also ging ich hin und stellte mich draußen so auf, daß jemand, der beim Verlassen der inneren Gemächer um sich sah, mich unbedingt bemerken mußte. „Geht er fort,“ sagte ich mir, „ohne den Versuch zu machen, mich noch einmal zu erblicken, so ist es klar, daß ich mit zwanzig Jahren die Männer doch noch nicht im geringsten verstehe.“ Ich sage die reine Wahrheit und bitte meine Leser, mir zu verzeihen und bedenken zu wollen, wie sehr bekümmert und erregt ich war. In meiner Angst nahm ich sogar meinen Schleier ab und stand da, schamlos mit unverhülltem Gesicht.

Zuerst kam Ramram. Er bemerkte mich nicht. Dann folgte mein Mann. Mein Herz schlug wild, als ich sah, wie er suchend umherblickte. Eine Sekunde lang ruhten unsere Blicke ineinander, und meine Augen lächelten, lockten, verhießen.

Ramram besaß noch eine Dienerin; sie hieß Harani, und wir waren sehr befreundet. Warum auch nicht? Wir waren ja Arbeitsgenossen. An sie wandte ich mich jetzt: „Harani, wenn du dir meine ewige Dankbarkeit erwerben willst, so suche schnell herauszubekommen, wann der fremde Herr wieder abreisen will.“

Harani sagte lachend: „Ich wußte bisher nicht, daß auch du diese kleine Schwäche hast!“ Ich stimmte in ihr Lachen ein: „Es ist ein langer Weg, der keine Windung hat, und die Liebe kommt zu jedem einmal! Predige nicht erst lange, sondern sag, ob du mir helfen willst oder nicht. Ich verspreche dir, daß nichts Unrechtes geschehen soll.“

Harani ging fort, um sich zu erkundigen. In meiner Ungeduld schien es mir, als bliebe sie unendlich lange. Schließlich erschien sie doch und verkündete lächelnd: „Der Babu befindet sich nicht ganz wohl, er will sich niederlegen. Ich soll Bettzeug für ihn bringen.“

„Das ist ganz gut und schön,“ sagte ich, „vielleicht geht er aber doch im Lauf des Nachmittags fort! Sieh deshalb zu, daß du ihn allein sprechen kannst, und sage ihm, die Köchin ließe ihm bestellen, sie schäme sich ihrer armseligen Leistung von heute mittag und bitte ihn, zum Abendessen zu bleiben. Es darf aber kein Mensch außer ihm von dieser Bestellung erfahren. Er wird schon einen Vorwand finden, um zu bleiben.“

Wieder sagte Harani: „Schäme dich doch!“ Trotzdem führte sie meinen Auftrag getreulich aus. Als sie zurückkam, sagte sie: „Der Babu ist ein schlechter Mensch; er ist bereit, hier zu bleiben.“

Obwohl mich die Nachricht sehr froh machte, schämte ich mich doch auch gleichzeitig feinetwegen. Mir schien es ja so, daß ich berechtigt war zu handeln, wie ich es

getan, da ich ihn erkannt hatte, was für mich nicht schwer gewesen war, denn ich war ihm doch vorher schon als erwachsenem Mann begegnet. Dafür aber, daß er mich erkannt haben könnte, bestand nicht die geringste Möglichkeit, denn als er mich zuletzt gesehen, war ich ein kaum elfjähriges Kind. Es bekümmerte mich sehr, daß er, trotzdem er mich für die Frau eines anderen halten mußte, so ohne weiteres seiner Neigung zu mir nachgab. Indes, er war mein Gatte, und als seinem Weibe stand es mir nicht zu, schlimm von ihm zu denken. Ich überwand mich also, und alles was von meinem Kummer übrig blieb, war der feste Entschluß, ihn von dieser gottlosen Schwäche bestimmt zu heilen, wenn es mir gelingen sollte, ihn mir wieder zu gewinnen.

In der Stille der Nacht, nachdem alles zur Ruhe gegangen war, schlich ich mich leise in das Gastzimmer meines Herrn. Ich stand vor dem ersten Zusammensein mit meinem Mann, seit ich zum Weibe herangereift war. Wie soll ich das aus Stolz und Scham gemischte Gefühl beschreiben, das mich erfüllte? Ich bin stets eine unverbesserliche Schwägerin gewesen, aber als ich jetzt im Gastzimmer stand, fand ich kein einziges Wort. Mir war, als dürfe ich nicht wagen zu reden; ich zitterte an allen Gliedern und glaubte das wilde Schlagen meines Herzens zu hören. Meine Zunge war wie gelähmt. Da ich nicht zu reden vermochte, begann ich zu schluchzen. Aber er mißverstand den Grund meiner Tränen. „Warum weinst du denn?“ fragte er. „Ich habe dich doch nicht ersucht, zu mir zu kommen; du kamst aus eigenem Willen, und jetzt stehst du da und weinst!“

Ach, wie die grausamen Worte mich schmerzten. Er hielt mich für ein schamloses Geschöpf, das ge-

kommen war, um seine Gunst zu werben. Meine Tränen flossen noch heftiger; ich glaubte die Pein, die sein Spott mir verursachte, nicht ertragen zu können und wollte ihm die ganze Wahrheit enthüllen. Doch fürchtete ich, er würde mir nicht glauben. Ich hatte ihm ja gesagt, ich sei aus Kaladighi. Nun würde er vielleicht annehmen, ich hätte von dem Schicksal seiner Frau erfahren und wolle mich für die Verschollene ausgeben. Wie hätte ich solchen Verdacht entkräften können? Ich entschloß mich also, mich noch nicht zu erkennen zu geben, seufzte, trocknete die Augen und versuchte, ihn zu unterhalten. Nach einigen gleichgültigen Redensarten sagte er: „Ich war überrascht, als du sagtest, du seiest aus Kaladighi; ich hätte nie geglaubt, daß ein so entzückendes Geschöpf dort zur Welt kommen könnte. Auch jetzt noch fällt es mir schwer, zu glauben, daß ein so reizendes Mädchen aus unserer rauhen Gegend stammen soll.“

„Ach,“ seufzte ich, „es gefällt Ihnen, einer armen Dienerin zu schmeicheln. Jedermann daheim weiß, daß Ihre Frau die Schönste der ganzen Gegend war. Sagen Sie mir, Herr, haben Sie Nachricht von ihr?“

„Nein,“ erwiderte er kalt und gleichmütig. „Seit wann bist du schon von Hause fort?“

„Ich kam hierher, bald nachdem Ihre Frau fortgeschleppt wurde; ich nehme an, Herr, daß Sie sich inzwischen wieder verheiratet haben?“

Es klang mir wie himmlische Musik, als er verneinte. Ganz kühl aber sagte ich: „Natürlich, bei so großen Leuten ist eine zweite Heirat eine üble Sache. Wenn die erste Frau wiedergefunden werden sollte, so könnte es zu Streitigkeiten zwischen den beiden Frauen kommen.“

Er lachte laut: „Das ist wohl nicht zu befürchten. Sollte sie wirklich wieder auftauchen, so würde ich sie

doch nicht zu mir nehmen. Wer kann wissen, wo sie inzwischen gewesen ist?"

In einem Augenblick waren all meine Hoffnungen zerstört. Jetzt wußte ich ja, daß er mich nicht als seine Gattin aufgenommen hätte, wenn ich gesagt hätte, wer ich war. Trotzdem fand ich noch Mut und Kraft genug, ihn zu fragen: „Und wenn sie jetzt zu Ihnen käme, was würden Sie tun?“

Kühl und entschieden antwortete er: „Ich würde ablehnen, auch nur das geringste mit ihr zu tun zu haben.“

Das traf mich hart. Ganz elend und schwindlig fühlte ich mich vor Enttäuschung und Gram. Und wie ich so bekümmert da stand vor meinem lieben Gemahl, sagte ich im stillen zu mir: „Du mein Liebster, mein Liebster, entweder nimmst du mich in deine Arme, oder ich sterbe den Tod der Hinduwitwen.“

Dann aber scheuchte ich die Sorge von meinem Gesicht. Ich wußte ja, daß es das Lächeln meiner Blicke war, das ihn so anzog. Ich setzte mich in einiger Entfernung nieder und begann zu plaudern. Bald kam er mir nach. Ich wehrte ihn ab: „Kommen Sie mir nicht zu nahe. Sie irren sich. Sie haben mein Kommen völlig mißverstanden.“ Aber während mein Mund ernste Worte redete, lächelten meine Augen, und durch eine geschickte Bewegung brachte ich es zustande, daß mein Haar sich löste. Ich begann es wieder aufzustecken und sagte: „Ich kam nur her, um etwas von zu Hause zu erfahren. Es ist ja schon so lange her, seit ich zuletzt jemand aus der Heimat sah.“

Meine Worte schienen ihn nicht zu überzeugen, denn er blieb und setzte sich sogar dicht neben mich. Da stand

ich auf: „Da Sie nicht hören wollen, muß ich gehen. Ich wünsche gute Nacht.“

Er griff nach meiner Hand, ich entzog sie ihm: „Rühren Sie mich nicht an! Wofür halten Sie mich?“ Ich wandte mich zur Tür. Da erhob auch er sich und hielt mich gewaltsam zurück: „Hab' doch Mitleid mit mir,“ flehte er. „Geh nicht fort. Noch nie sah ich so viel Schönheit, so viel Anmut und Liebreiz!“

Nun blieb ich, weigerte mich aber, mich wieder zu setzen. „Herr,“ flüsterte ich, „ich bin ganz in Ihrer Macht. Sie gefallen mir, ja, Sie gefallen mir sehr, aber die Tugend ist das einzige Kleinod der Frau. Ich beschwöre Sie, mich nicht zu demütigen.“

Erregt sagte er: „Laß mich dir schwören, daß du die Gebieterin meines Herzens sein sollst, so lange ich lebe.“

Lachend erwiderte ich: „Auf solche Schwüre kann ich nicht bauen.“ Ich wandte mich wieder ab. Er verzor jetzt alle Gewalt über sich, fiel vor mir nieder und hielt mich fest. Scheinbar nachgebend, lockte ich weiter: „Gehen wir in Ihre Wohnung, denn sonst würden Sie, wenn Sie Ihren Fuß aus diesem Hause setzen, auch mich verlassen.“

Er war dazu bereit. Seine Wohnung lag in der Nähe, und wir gingen zusammen dorthin. Kaum waren wir bei ihm, als ich in ein anstoßendes Zimmer einschlüpfte, wo ich mich einschloß. Durch die Tür rief ich ihm zu: „Wohl bin ich jetzt in deinem Hause, aber warten wir ab, wie du morgen früh denkst. Gefalle ich dir auch morgen noch, so wollen wir weiter sehen. Jetzt sag ‚gute Nacht‘ und quäle mich nicht.“

Es blieb ihm nichts übrig, als sich zu fügen. Am anderen Morgen öffnete ich spät meine Tür und fand ihn demütig meiner wartend. Ich nahm seine Hand

in die meine. Ganz sanft sagte ich: „Mein Herr und Gebieter, entweder schicke mich zu Ramram Datta zurück oder aber versprich mir, eine ganze Woche dich nicht mir zu nähern. Das soll eine Probe deiner Geduld und Kraft sein.“ Auch zum Ertragen dieser schweren Prüfung erklärte er sich bereit.

Während dieser Zeit befand ich mich fortgesetzt in der Gesellschaft meines Mannes. Ich sprach zärtlich und teilnahmsvoll zu ihm und hütete mich vor leerem Gerede. Lächeln, Blicke, Gebärden, sind das nicht unsere natürlichen Waffen? Am ersten Tage war ich nachgiebig und freundlich, am zweiten zeigte ich wachsende Zuneigung, und am dritten übernahm ich die Beaufsichtigung seines Haushaltes. Ich achtete sorgfältig auf alles. Nichts wurde vernachlässigt, was irgendwie zu seinem Wohlbefinden beitragen konnte. Ich übernahm die Arbeit in der Küche und alles, was damit zusammenhing. Eines Tages weinte ich. Ich weigerte mich zwar, den Grund meiner Tränen zu sagen, ließ jedoch durchblicken, ich befürchte, er werde nach Ablauf der Woche meiner müde geworden sein und mich verlassen. Bald darauf erkrankte er leicht. Ich saß die ganze Nacht an seinem Lager und pflegte ihn. Zu meiner Rechtfertigung muß ich sagen, daß dies nicht aus List und Berechnung geschah. Ach, wie lieb war er mir geworden; ich war so verliebt in ihn wie er in mich. Noch ehe die Woche zu Ende war, fühlte ich mich so zu ihm gehörig, daß ich es nicht mehr über mich gebracht hätte, ihn zu verlassen, selbst wenn es ihm eingefallen wäre, mich zu schlagen oder fortzutreiben. Auch seine Liebe wurde immer stärker und inniger. Er gab allmählich alle anderen Beschäftigungen auf, um ständig

in meiner Nähe sein zu können. Ging ich im Hause meiner Arbeit nach, so folgte er mir. Schließlich war er so in meinem Bann, daß er als Zeichen völliger Unterwerfung nach Hinduart meine Füße berührte und mich anflehte, ihn nicht zu verlassen.

Am letzten Tage der Prüfungszeit klagte ich weinend: „Liebster, es war unrecht von mir, zu dir zu kommen. Ich habe dir unverdienten Schmerz und nutzlose Unruhe bereitet, denn ich glaube jetzt, daß eine solche Probezeit eine Torheit ist. Wer kann vorhersagen, wie lange die Leidenschaft eines Mannes währen wird? Diese acht Tage hindurch bist du mir gut geblieben, du selbst aber weißt nicht, wie es in acht Monaten sein wird. Was aber soll aus mir werden, wenn du mich verläßt?“

Er lachte: „Wenn das deine einzige Sorge ist, so sollst du bald beruhigt sein. Ich habe das schon bedacht und werde für deine Zukunft sorgen.“

Obgleich dies die Antwort war, die ich ersehnte, gab ich mich nicht zufrieden. „Ach,“ klagte ich, „was soll mir dein Geld, wenn du mich verläßt? Von dir verstoßen, würde ich nicht mehr leben wollen. Was ich von dir ersehne, mein Liebster, ist ein Beweis, daß du mich Zeit meines Lebens nicht verläßt.“

„Dann sag mir, wie das geschehen soll; ich will alles tun, was du verlangst.“

„Was kann ich darauf antworten? Ich bin ja nur eine unwissende Frau. Überlege du selbst.“

Dann schwieg ich. Später erzählte ich ganz nebenbei eine erfundene Geschichte von einem Manne, der seiner Geliebten sein gesamtes Vermögen überschreiben ließ.

Darauf bestellte er seinen Wagen und fuhr aus. Es war das erste Mal während dieser Woche. Kurz darauf kehrte er wieder zurück, ohne mir von dem Zweck

seiner Fahrt etwas zu sagen. Nachmittags ging er nochmals fort, und als er wieder kam, trug er eine Rolle Papier in der Hand.

„Nimm dies,“ sagte er, „es ist eine Urkunde, in der ich dir meinen ganzen Besitz verschreiben ließ. Sollte ich dich je verlassen, so werde ich mir mein Brot erbetteln müssen.“

Ich weinte. So sehr liebte mich mein Mann? Ich sank vor ihm nieder, um seine Füße zu berühren: „Von heute an bin ich dein Eigentum, deine treue Sklavin. Die Prüfung ist zu Ende.“

Jetzt konnte ich sagen: „Ich halte in meinen Händen den Mond, nach dem ich weinend verlangte.“ Wie konnte er mich jetzt verlassen? Hatte er nicht vor kurzem erst gesagt, er würde mich nie als sein Weib aufnehmen? Mein Zweck war erreicht. Hätte ich ihm jetzt die Wahrheit gesagt und wäre von ihm verstoßen worden, so hätte er sein Vermögen verloren.

Mein Vater hatte mir den Namen Indira gegeben, zu Ehren der Glücksgöttin Laksmi. Meine Mutter aber pflegte mich Kumudini zu nennen, das heißt Lilie. In meines Schwiegervaters Hause war ich als Indira bekannt, während ich in meiner eigenen Familie bei jedermann Kumudini hieß. Als ich in die Dienste Ramrams trat, nannte ich mich Kumudini und war auch so in der Schenkungsurkunde bezeichnet.

Ungetrübt glückliche Tage waren es, die wir zusammen in Kalkutta verlebten. Mein Plan war, bei unserer Rückkehr nach Mahespur mich meinem Manne zu offenbaren. Durch hin und wieder unauffällig eingestreute Fragen hatte ich zwar erfahren, daß daheim

alles wohllauf sei, aber die Sehnsucht nach den Meinen wurde doch täglich immer stärker.

Und so bat ich eines Tages: „Ich möchte so gern meinen Vater und meine Mutter in Kaladighi wiedersehen. Laß mich doch für einige Zeit nach Hause reisen.“

Das hörte er gar nicht gerne. Ablehnen aber wollte er meine Bitte doch auch nicht; er war schon zu sehr gewöhnt, sich meinen Wünschen zu fügen. Nach einigem Besinnen sagte er: „Die Reise nach Kaladhigi und zurück wird zwei Wochen dauern. Eine so lange Trennung ertrage ich nicht. Ich werde dich begleiten.“

Ich jubelte: „Liebster, das ist's ja, was ich mir wünschte. Aber wo wirst du in einem Ort wie Kaladighi ein Unterkommen finden?“

„Wie lange willst du bei deinen Eltern bleiben?“

„Ach, wenn du nicht da bist, bleibe ich längstens fünf Tage.“

Er entschied: „Ich werde diese Zeit in meinem eigenen Hause verleben. Vergiß aber nicht, daß ich dich am fünften Tag abholen werde.“

Bald waren unsere Vorbereitungen getroffen, und wir reisten. Nachdem wir an dem verhängnisvollen See vorüber waren und in Kaladighi eintrafen, trennte sich mein Mann von mir und kehrte heim. Sobald wir ihn nicht mehr sahen, befahl ich meinen Leuten: „Tragt mich zunächst nach Mahespur, nach Kaladighi kehre ich später zurück. Ihr sollt für eure Mühe reich belohnt werden.“

Also trugen sie mich nach Mahespur. Ich ließ Träger und Gefolge außerhalb des Ortes zurück, hieß sie dort warten und setzte meinen Weg zu Fuß fort. Wie tief beglückte mich der erste Anblick meines väterlichen Hauses. Ich setzte mich an einem verborgenen

Mädchen nieder und weinte Freudentränen. Lange währte es, bis ich so weit gefaßt war, in das Haus einzutreten. Der erste, der mir begegnete, war mein lieber, alter Vater. Ehrfürchtig fiel ich ihm zu Füßen. Grenzenlos und unbefchreiblich war seine Freude, als er seine verloren geglaubte und lange betrauerte Tochter heil und gesund vor sich sah. Dann folgte das Wiedersehen mit der Mutter und den Geschwistern. Unsere Freude war so groß, daß ich sie gar nicht zu schildern vermag.

Dann drangen Vater und Mutter in mich, zu erzählen, wo ich bisher gewesen sei, und wie es mir ergangen wäre. Ich wehrte alle Fragen ab und sagte nur: „Ich werde euch das alles später erzählen.“

Am nächsten Tage schickte mein Vater einen Brief in das Haus meines Schwiegervaters und gab dem Boten den Auftrag: „Triffst du meinen Schwiegersohn nicht an, so erfrage seinen Aufenthalt und gib den Brief in seine eigenen Hände.“

Ich hatte meinen Vater gebeten, niemand etwas von meiner Rückkehr zu verraten. „Ich war so lange fort,“ meinte ich; „wenn er mich nicht mehr als seine Ehefrau anerkennen will, so wird er sich weigern, herzukommen. Gelingt es aber, ihn zum Kommen zu veranlassen, ohne daß er von meinem Hiersein weiß, so wird sich schon, wie ich hoffe, alles zum Guten wenden.“ Mein Vater folgte meinem Rate. Der Brief an seinen Schwiegersohn lautete: „Ich habe die Absicht, mein Testament zu machen. Da du mein Schwiegersohn und mir wohlgesinnt bist, erbitte ich dazu deinen Rat und deinen Beistand. Komm, sobald du dieses Schreiben erhältst.“

Mein Mann kam eiligst, und Vater sagte ihm gleich die volle Wahrheit. Eine Weile blieb er in Gedanken ver-

sunken, dann sprach er: „Ich achte Sie hoch. Wenn Sie mich auch unter falschem Vorwand dazu bestimmten, in Ihr Haus zu kommen, so freut es mich doch, daß ich Sie sehe. Ihre Tochter ist sehr lange fort gewesen. Niemand weiß, wo sie inzwischen gewesen ist, und in welchen Ruf sie sich gebracht hat. Ich kann sie leider nicht mehr in mein Haus aufnehmen.“

Mein Vater, tief verlezt, bat seinen Gast, zu warten, und besprach sich mit meiner Mutter, die mir alles erzählte. Ich aber sagte nur: „Laßt ihn zu mir kommen, ich werde seinen Sinn schon ändern.“

Er weigerte sich, die Frauengemächer zu betreten und sagte: „Ich will keine Frau sehen, die ich doch nicht in mein Haus aufnehmen kann.“ Durch die Tränen meiner Mutter und die Neckereien meiner jüngeren Geschwister ließ er sich endlich doch dazu bewegen, in den inneren Räumen eine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Er kam, nahm allein am Tische Platz und saß mit gesenktem Haupte da. Leise stahl ich mich heran und legte ihm beide Hände über die Augen. Gutmütig lachte er: „Als ob ich nicht wüßte, daß du es bist, kleine Kamini.“ Kamini war meine jüngere Schwester.

Da rief ich: „Ich bin nicht Kamini. Sag mir, wer ich bin, und ich gebe dich frei.“

Beim Klang meiner Stimme zuckte er zusammen. Erregt klang seine Frage: „Wer ist es?“

„Ich bin die Fürstin der Täuschung. Man nennt mich Indira. Ich bin die Tochter Hara Mohan Dattas, und dies ist mein Elternhaus. Eurer Hoheit meinen untertänigsten Morgengruß! Darf ich wagen, mich nach dem Befinden Eurer Freundin Kumudini zu erkundigen?“

Ich löste meine Hände von seinen Augen. Er schwieg, aber ich konnte doch beobachten, wie entzückt er war, mich hier zu sehen.

„Kumudini,“ sagte er, „welchen Streich spielst du mir da! Wie kamst du hierher?“

„Kumudini ist nur einer meiner Namen. Wie bist du doch dumm, daß du mich die ganze Zeit nicht erkannt hast! Sieh, ich erkannte dich sofort, als du dich in Ramram Babus Hause zu Tisch setztest. Glaubst du wohl, es wäre geschehen, was geschehen ist, hätte ich nicht gewußt, daß du mein bist? Mein Gemahl, du mein alles, glaub' mir, dein Weib ist nicht leichtfertig.“

Lange Zeit blieb er still. Ich stand bewegungslos vor ihm. „Warum,“ fragte er schließlich, „täuschtest du mich die ganze Zeit?“

„Ich will es dir erklären,“ begann ich. „Am ersten Tage sagtest du mir, du würdest deine Frau nicht zu dir nehmen, wenn du sie auch wieder fändest. Sonst hätte ich dir gleich offenbart, wer ich bin.“

Ich trug die Schenkungsurkunde in meinen Schleier geknüpft bei mir. Jetzt löste ich die Umhüllung und zeigte ihm das Schriftstück. „In jener ersten Nacht,“ sagte ich, „kam ich zu dem Entschluß: entweder solltest du mich als dein treues, liebendes Weib zurücknehmen, oder ich war entschlossen, in den Tod zu gehen. Zum Beweis deines ehrlichen, festen Willens, mich Zeit meines Lebens bei dir zu behalten, ließ ich mir von dir diese Verschreibung geben. Jetzt weiß ich, daß ich unrecht getan habe. Ist es der Wunsch meines Gebieters, so nimm mich zu dir als dein Weib. Hältst du mich aber der Ehre nicht für würdig, so laß deine Dienerin den Hof deines Hauses kehren, damit ihr wenigstens mitunter die Freude gewährt sein möge, dein Antlitz zu

sehen. Die Urkunde brauche ich nicht mehr." Mit diesen Worten zerriß ich das Schriftstück.

Er erhob sich, trat auf mich zu und nahm mich in seine Arme. Leise, fast andächtig klang seine Stimme: „Geliebte meines Herzens, du mein alles. Sei mein eigen. Ohne dich ist mir das Leben nichts. Komm, mein Weib, und sei die Herrin meines Hauses.“



Das Tier im alten Rätsel

Von Theodor Egel

In alten Rätseln steckt ein Stück Kulturgeschichte. Manche kleinen Merkmale verschollener Gegenstände, Gebräuche und Anschauungen sind in ihnen überliefert, welche als damals gar zu selbstverständlich oder nebensächlich von den großen Geschichtschreibern außer acht gelassen wurden. Aus den Schleiern des Rätsels hebt sich deutlich auch manches Stück einstmaligen Wissens heraus, weniger allerdings des Wissens der gelehrten als der anspruchslosen bürgerlichen Gesellschaft, in deren Kreis das Rätselraten als eine nützliche, lehrreiche und angenehme Unterhaltung sehr beliebt war.

Einige meiner Sammlungen aus der Neige des achtzehnten Jahrhunderts mit insgesamt anderthalbtausend auserlesenen Rätseln bieten lehrreiche Beiträge auch zur Tierkunde jener Zeit.

Ein verdienstvolles Haustier zu sein, war offenbar damals nicht immer ein Vergnügen. Man höre, wie der Volksmund auf das Pferd raten läßt:

Jung werd' ich wohl gepflegt, genährt,

Geschmückt, gepriesen und geehrt;

Doch werd' ich alt, wie bald vergift

Man allen Dank, den man mir schuldig ist:

Mit hartem Dienst erwerb' ich mein armselig Brot

Und unter Schlägen find' ich oft selbst meinen Tod.

Das bißchen „armselig Brot“ scheint auch der bescheidenen Raße nicht immer gegönnt gewesen zu sein; das darf man aus einem Mausrätsel entnehmen, das den Schlußreim hat:

Der Mensch hält Wätriche, die mich verzehren

Und weit mehr kosten, sie zu nähren.

Dagegen darf der Hahn, „der Monarch auf dem

Thron von Stroh", sich selbst als den gütigsten Herrn anpreisen, lediglich ob seiner vorbildlichen Genügsamkeit:

Für mich behalt' ich nichts: zu jedem guten Bissen
Ruf' ich mein Volk herbey, selbst ohne zu genießen.

Die brave G a n s, obgleich als die „liebste Kost der Gäste“ anerkannt, muß ihren Rätselreim beginnen: „Ich bin ein sehr verachtet Tier.“ Aber weit schlimmer als mit diesem „Opfer großer Feste“ ging man mit dem geehrten S ä n g e r „im Kästcht“ um — „der hängen muß um sein Singen“. Ein Rätsel fragt:

Wem nimmt man ungerecht die Augen,
Bloß um zum Schlagen mehr zu taugen?

Der B u c h f i n k war es. Das Rätsel stammt aus Thüringen, dem altberühmten Finkenland, wo ehemals geblendete gefangene Singvögel so häufig waren, wie sie hoffentlich heute selten sind. Solche blinden S ä n g e r fand man freilich nicht nur dort, sondern in der ganzen europäischen Kulturwelt. Als Michelet (Mitte des neunzehnten Jahrhunderts) auf dem Pariser Vogelmarkt zum erstenmal einen blinden Buchfinken sah, schrieb er mit Recht: „Man muß eine entmenschte Natur, eine Barbarensseele besitzen, um mit solchem Anblicke den Gesang des armen Opfers zu erkaufen.“ Noch in unserer mit Unrecht so gelobten „guten alten Zeit“ galt das Tier eben nicht als ein fühlendes Mitgeschöpf, sondern als ein lebendiger Gegenstand, den man lediglich nach dem Nützlichkeitsprinzip behandelte. War er nicht mehr vollwertig, so wurde er zum Spott, wie ein altersblinder Gaul, auf den ein Rätsel mehr höhnisch als scherzhaft rufen läßt: Wer sieht hinten so gut wie vorne?

Recht vom Küchenstandpunkt aus beschreibt ein Rätsel das Ei:

Von meiner Mutter komm' ich ohne Kopf und Fuß,
Und viele lassen sich mich so recht wohl behagen.
Allein mit Kopf und Fuß bin ich für deinen Magen
Auch ein ganz gutes Ding, nur, daß man warten muß.

Wie lange diese Wartefrist währt, schildert anschaulich die Rätselfrage:

Was fängt nach einundzwanzig Tagen
An seinem Hause an zu nagen
Und tritt aus seinem engen Zelt
Mit nassem Kleide an die Welt?

Das Ei ist ein „kleines weißes Haus ohne Fenster, Thür und Riegel“. Recht nett malt ein anderer Rätselfreund vom Ei folgendes Bildchen: „Unter unserm Schuppen liegt ein kleines Fäßchen; es hat weder Spundloch noch Zapfen, und ist doch zweierley Bier darinne.“

Die alte Vorliebe fürs Ausländische kam jenem fremden Haustier zugute, dem das uneingeschränkte Lob gilt, daß es „seinen Herrn speiset, tränket und fährt, ohn' daß es Speise, Dach und Fach dafür begehrt“. Solches wird vom Rentier gesagt. Es lebt in einem Lande, „wo die Strümpfe — das heißt die Fußlappen — auf den Wiesen wachsen“: in Lappland. Eine der vielen alten Scherzfragen aus der Ahnentafel unserer modernen Kalauer! Ähnlichen Wiß bekunden die folgenden Fragen und Antworten: „Wann ist der Fuchs ein Fuchs?“ Wenn er allein ist; denn sobald ihrer mehr sind, sind es Füchse. — „Welches Tier ist dem Wolf am ähnlichsten?“ Die Wölfin. — „Welches ist der längste Fisch?“ Der Stockfisch, denn der Kopf davon bleibt in Holland.

Was der Rätselfreund vom F i s c h weiß, drückt er in der Frage aus:

Wer kann nicht in der Luft, auch nicht auf Erden seyn
Und geht und springt doch ganz fertig ohne Wein?

An anderer Stelle berichtet der F i s c h:

Ich bin stumm
Und sehr dumm,
Muß mich stets mit Trinken laben,
Wenn ich soll mein Leben haben.

Ein weit häufiger vertretenes Wasser- und Küchen-
tier sagt:

Ich geh' niemals, wohin mich meine Nase trägt.
Weh dem, der nicht die Hand von hinten an mich legt!

Der so gekennzeichnete K r e b s scheint überhaupt n u r rückwärts laufen zu können. Er selbst vertritt diese Meinung auch in den Versen:

Zum Laufen bin ich reich versehen,
Und doch will's niemals vorwärts gehen.

Besonders reizvoll erschien dem Volk das Verfärben des Krustentieres beim Sieden. Was wird schöner im Tod? lautet ein Rätsel. Ein anderes: Was geht schwarz ins Bad und kommt doch rot heraus? Aber auch die Frage: Wer hat den Magen im Kopf? ist auf den Krebs gemünzt. Uns erinnert solche lebhafteste Beschäftigung unserer Vorfahren mit dem Krebs mit einiger Wehmut an die schöne Zeit, da das Tier mit den Scheren, „die der Schleifer niemals zum Schleifen bekommt“, noch zu den billigsten Volksnahrungsmitteln zählte.

Zwei andere dankbare Rätselobjekte waren die S c h n e c k e mit ihrem „sonder Hand und Fuß gebauten Haus“, — „die alle Tage ausgeht und dennoch stets zu Hause bleibt“, — und die B i e n e, „der beste Vogel,

den man doch nicht bratet“, mit ihrer „lieblichen Nahrung, süßen Arbeitsfrucht und gefährlichen Rache“.

Am allerhäufigsten begegnet man — begreiflicherweise — dem Verwandlungswunder des *Schmetterling*s, des *Phönix*, der „zuerst mit sechzehn Füßen stirbt, nach einiger Zeit sechs andere bekommt und zum zweitenmal stirbt“. Auch der *Seidenwurm* ist dem Rätselfreund höchst mystisch, weil er sich „sein Leben lang damit beschäftigt, den Faden seines Todes zu spinnen“.

Vom *Elefanten* wird sehr hübsch gesagt, daß er „das Maul in der Hand trägt“. Einmal heißt es:

Meine Hand und meine Nase
Sind heysammen in dem Grase;
Sie dienen mir als zwey
Und sind doch einerley:
Wird sich meine Hand bewegen,
Muß sich auch die Nase regen.

Als *Wetterprophet* tritt oft der *Hahn* — „hinten wie eine Sichel“ — auf, aber auch die *Schwalbe*:

Ich bin ein lebend Wetterglas:
Wenn es schön Wetter ist, so steige
Ich hoch; sowie ich mich zur Erde neige,
Wird bald das Wetter feucht und naß.

Der volkstümlichste aller *Wetterpropheten*, der *Laubfrosch*, kommt in den *Rätselsammlungen* des achtzehnten Jahrhunderts nicht vor, was darauf schließen läßt, das er damals noch nicht aufs *Leiterchen* gesetzt wurde.

Zu den zahlreichen *Rätseln*, die im Spiel „belehren“ sollen, zählt die Frage: Wo gibt es keine *Ratten* und keine *Hamster*? — Die Auflösung erklärt: „In ganz *Mugsburg* gibt es keine Ratte; ja man soll sogar

einige aus der Fremde haben kommen lassen, und sie lebten nicht lange. Ebenso fehlt auch den augsbургischen Fluren das so zahlreiche Hamstergeschlecht." Mochte an dieser Wissenschaft aus 1795 wohl ein Körnchen Wahrheit sein? Vielleicht weiß ein Kenner alter Augsburger Geschichte Bescheid zu geben.

Eine noch merkwürdigere Auflösung zu der Frage nach der sonderbarsten Lampe behauptet Kühn: „Die Einwohner auf der Insel Ferro bedienen sich des Sturmvogels wegen seines fetten Körpers zur Lampe, indem sie ihm einen Docht durch den Leib ziehen.“ Sollten wirklich die durch Ludwigs XIII. ersten Meridian weltberühmt gewordenen Insulaner den verwesenden Fettkadaver einem gewiß erträglicher duftenden Albatrosöltöpfchen vorgezogen haben?

Ebenso unlösbar wie die beiden vorigen ist für den Naturforscher unserer Zeit ein drittes Rätsel: Welches vierfüßige Tier trinkt mit dem Schwanz? — Die Antwort aus 1791 lautet: „Der Zobel; denn er steckt seinen zottigen Schwanz ins Wasser und leckt ihn ab.“ Der Zobel, der so etwas heutzutage ganz gewiß nicht mehr tut, ist allerdings, im Gegensatz zu unseren einheimischen Marderarten, ein verhältnismäßig wasserscheues Tier. Man darf jedoch vermuten, daß das Rätsel mit dieser Eigenschaft des Zobels weniger zu schaffen hatte, daß es in der vorliegenden Frage und Antwort vielmehr eine durch Wiederholungen aus dem Munde Unwissender verursachte Verballhornung einer älteren Fassung eines Wortwährätsels darstellt, welches irgendwelche Beziehung auf das sogenannte „Wasser“ (Wollhaar, im Gegensatz zum Grannenhaar) des vielberühmten Zobelpelzes nahm, möglicherweise in Verbindung mit der erwähnten Wasserscheu.

Zum Schluß mögen sich noch drei Bösewichte vorstellen. Der erste bekennt:

Ich bin der Gärtner größte Plage,
Zernichte ihre Früchte;
Des Nachts, doch öfters auch bei Tage
Erblickt man mich am Lichte.
Zerstückt mich aber ja mein Feind,
Ist doch sehr lang mein Leben,
Denn jedes Stück — wer hätt's gemeynt? —
Kann mir ein neues geben.

Noch schlimmer als der derart unsterbliche *M e g e n w u r m* ist der zweite:

Ich bin ein Feind vom Lichte
Und öffn' ihm meine Augen nie;
Ich bin ein Feind der Erdenfrüchte,
Doch nur geheim verderb' ich sie.
Von Menschen gleichen mir an Herzen und Gesicht
Der Dummkopf und der Bösewicht.

Dieses Urbild aller Gemeinheit ist kein anderer als der so nützliche *M a u l w u r f*. Seine Sündhaftigkeit steht jedoch noch weit zurück hinter einem wahrhaft höllischen Geschöpf, dessen Betragen geradezu „des Undanks Bild“ zeigt:

Ich singe nicht, doch schrey' ich wunderbarlich.
Die Mutter gibt, noch selbst am Leben, mich
Doch einer andern, die mich gebährt!
Und sorgenvoll, wie eigne Kinder, nährt.
Erwach' ich dann und werde größer,
So wächst der Hunger auch, und ich, ein wilder Fresser,
Verschlinge oft die Speis mit Heißbegier,
Die mir die Pflegerin gereicht, samt ihr!

Trotz der merkwürdigen Gewohnheit des Kuckuckweibchens, seine Eier in fremde Nester zu legen, kann man den Pflegemuttermord des *K u c k u c k s*, dieses

Gauchs, nicht entschuldigen. Kein Wunder, daß man ihn beim Fluchen an des Teufels Stelle gesetzt hat.

Man sieht, die Lage des alten, 1605 gestorbenen Naturgeschichtschreibers Salomon Gesner mit ihrer abenteuerlichen und abergläubischen Naturkunde waren im Volk auch bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht erloschen. In Kulturfernen Kreisen vererbt auch heutzutage noch manche Großmutter die gläubig empfangene Rätselweisheit der Urahne als ein fortzeugend fruchtbares Geistesgut; denn über die Weisheit eines erfahrenen Kopfes geht, gleichfalls laut eines alten Rätsels, nichts als — die L a u s !



Von Menschenhaaren und Haarmärkten

Von Dr. J. Wiese

Physiologisch betrachtet, scheint zwischen dem Haar und der Haut, Haut und Horn, Horn und Schuppen und zwischen Schuppen und Federn kein wesentlicher Unterschied zu bestehen. Die reizendste unserer Leserinnen behandelt also, wenn sie ihre üppigen Flechten mit einem Kamm entwirrt, dasselbe chemisch zusammengesetzte Material mit dem gleichen chemisch zusammengesetzten Instrument wie der Vogel, wenn er eine seiner ungehörig liegenden Federn mit dem Schnabel zurechtstreicht. Anatomisch betrachtet, besteht das Haar aus einer sehr großen Anzahl horniger Blättchen, die mit einem Farbstoff gefüllt sind. Der Knollen oder die Wurzel des Haares ruht auf einer nekartigen Unterlage von Haargefäßen, in die der färbende Stoff unmittelbar aus dem Blute übergeht, während die Hornmaterie sich aus den Kapillaren selbst ausscheidet. Der färbende Stoff wurde durch Liebig untersucht, und es ergab sich, daß einem Ueberschuß von Kohlenstoff und einem Mangel an Schwefel und Sauerstoff einerseits, sowie einem Mangel an Kohlenstoff und einem Ueberschuß von Schwefel und Sauerstoff anderseits, die blauschwarzen Locken nordamerikanischer Indianerfrauen und die schönen goldenen Flechten des friesischen Mädchens ihr pechschwarzes Ansehen und ihre Helle verdanken. Bauquelin fand in den Pigmentzellen dunkelhaariger Volksstämme auch eine Spur von Eisenoryd.

Der Mühe, die Anzahl Haare auf den Köpfen von vier verschiedenen Farben — Blond, Braun, Schwarz und Rot — zu zählen, unterzog sich ein deutscher Gelehrter, er verzeichnete in seine Tabellen folgende Resultate: blonde Köpfe 140 400, braune 109 440, schwarze

102 962, rote 88 740 Haare. Bei den Haarschöpfen fand er, daß sie an Gewicht ziemlich gleich sind.

Die Natur weist nicht viele Gegenstände von größerer Dauerhaftigkeit auf als das Haar nach seiner Entfernung vom Leibe. Mehr als tausend Jahre verschlossen gehaltenes Haar ist, was Stärke und Farbe betrifft, vollkommen erhalten aus ägyptischen Gräbern wieder ans Tageslicht gebracht worden. Während des Lebens ist es indes nicht so dauerhaft. Es wird, nach Hassel, allgemein als unzweifelhafte Tatsache angeführt, daß das Haar infolge starker niederdrückender Gemütsbewegungen im Lauf einer einzigen Nacht weiß oder farblos werden kann. Diese auffallende Veränderung kann, wenn sie in kurzer Zeit eintritt, nur das Ergebnis des Eindringens einer Flüssigkeit sein, die starke bleichende Eigenschaften durch die ganze Länge des Haares hindurch besitzt und die in gewissen eigentümlichen Geisteszuständen ausgeschieden wird.

Unter anderen ethnologischen Besonderheiten werden Farbe und stoffliche Beschaffenheit des Haares durch die Rasse bestimmt; geographische Lage und Klima üben wenig, vielleicht gar keinen Einfluß darauf. Dr. Prichard weist den größeren Teil des bewohnbaren Erdballs den melanesischen oder dunkelhaarigen Rassen zu. Die hellhaarigen Stämme sind dagegen meist auf die Grenzen Europas und innerhalb derselben auf gewisse Grade nördlicher Breite beschränkt.

Der achtundvierzigste Breitengrad, der England, Belgien, Norddeutschland, Skandinavien und den größeren Teil Rußlands auf der ethnologischen Karte Europas einschließt, läßt sich mit ziemlicher Genauigkeit als die am weitesten südlich gelegene Grenze der hellhaarigen Rassen annehmen. In der Nachbarschaft dieser Grenzlinie

gibt es wieder eine Art von streitigem Lande braunen Haares, in dem Frankreich, die Schweiz, ein Teil von Piemont, Böhmen und ein Teil des früheren Osterreichs, fast das ganze Ungarn und die russisch-asiatischen Besitzungen nördlich der tscherkessischen Linie inbegriffen sind. Spanien, Neapel und die Türkei sind die Sitze der dunkelhaarigen Völkerstämme; so daß in der That die europäischen Völker in der Farbe ihres Haares eine vollkommene Stufenfolge von Hell und Dunkel zeigen, wenn man hierbei Europa von Norden nach Süden durchwandert, das helle Flachshaar der nördlichen Breiten geht in das blauschwarze der mittelländischen Küstengebiete über.

Allein es gibt viele Ausnahmen innerhalb dieser Grenzen. Die keltischen und kymrischen Rassen in Irland und in den wälischen- und schottischen Bergen haben trotz ihrer nördlichen Lage schwarzes Haar. Selbst die Normannen, wie es sich ursprünglich auch mit der Färbung ihrer Haare verhalten haben mochte, gehören jetzt in die Reihe der schwarzhaarigen Völkerstämme. Die venezianische Donna rühmt sich indes auch heute noch jener üppigen Locken, deren goldene Schönheit von Lizian unsterblich gemacht wurde. Dessenungeachtet ist die allgemeine Regel doch so verläßlich, daß sie in den Augen des Haarhändlers praktische Bedeutung gewinnt.

Der Handel mit menschlichen Haaren ist sehr bedeutend; allein in London werden alljährlich mehr als hundert Zentner eingeführt. Der Markt würde aber nur unzulänglich versehen sein, wenn er bloß von ausgekämmten Haaren abhinge. Es müssen danach andere Quellen für den Handel bestehen.

Das helle Haar — fast ausschließlich aus Deutsch-

land stammend — wird von den Agenten einer holländischen Gesellschaft gesammelt, die alljährlich, um Aufträge zu erhalten, England besuchen. Bis vor etwa hundert Jahren war das helle Haar am gesuchtesten unter allen übrigen Farben. Eine eigentümliche goldene Tönung stand so hoch im Preise, daß die Händler nur ihre bevorzugten Kunden damit versahen, an die sie es zu acht Schillingen die Unze verkauften. Die seidensartige Beschaffenheit dieses geschätzten Kopfschmuckes besaß ihre besonderen Reize für Dichter und Künstler sowohl als für Händler. Shakespeare scheint seine Freude an goldenem Haar gehabt zu haben: „Ihre sonnigen Locken hingen um ihre Schläfe wie das goldene Blies“, so schildert Bassanio die Portia im „Kaufmann von Venedig“. Hinwiederum sagt Julia, in den „Beiden Veronesern“ von Sylvia und sich selbst: „Ihr Haar ist nußbraun, das meinige vollkommen gelb.“ Schwarzes Haar erwähnt er in all seinen Schauspielen nur zweimal, was wohl beweist, daß er des Glaubens war, helles Haar sei das besondere Kennzeichen eines sanften und zarten Weibes. Eine ähnliche Vorurtheilhaftigkeit für diese Farbe findet sich auch bei der großen Mehrheit der Dichter, den alten Homer nicht ausgenommen, und die besten Maler bevorzugten die „goldenen Flechten“. Ein Gang durch eine Galerie alter Meister gibt dafür genügende Beweise.

Die Haarfarbe des englischen Volkes hat sich innerhalb der letzten hundert Jahre verdunkelt — eine Veränderung, die man den seit den Napoleonischen Kriegen häufiger stattfindenden ehelichen Verbindungen mit Ausländern verdankt, die dem Süden näher wohnen. Dunkle oder helle Haare, die von den Händlern gekauft werden, unterliegen einer strengen Prüfung; diese Leute sind

imstände, durch den Geruch zwischen deutscher und französischer Ware dieser Art zu unterscheiden; ja sie machen sogar auf die Fähigkeit Anspruch, genau zu bestimmen, welches englische, wälische, irische und schottische Ware sei. Die Händler sollen die Geschicklichkeit besitzen, die aus den beiden benachbarten Distrikten Mittelfrankreichs stammenden Haare von einander zu unterscheiden, und zwar aus Zeichen, die so geringfügig sind, daß sie unsere Naturforscher und Physiologen in Verlegenheit setzen würden.

Schwarzes Haar wird hauptsächlich aus der Bretagne und dem Süden Frankreichs ausgeführt, wo es von den Agenten Pariser Großhandlungshäuser gesammelt wird. Der durchschnittliche Ankauf dieser Firmen beläuft sich jährlich auf mehr als 200 000 Pfund. Der Preis, den man für die vom Kopf geschnittenen Haare bezahlt, beträgt ein bis fünf Franken und mehr, je nach dem Gewicht, das selten über ein Pfund steigt. Die reisenden Händler sind stets mit einer reichen Auswahl von Bändern, Seiden, Spitzen, Kurzwaren und wohlfeilen Juwelen verschiedener Arten versehen, gegen die sie im Austausch ihre Käufe ebenso häufig wie gegen Geld abschließen. Sie besuchen alle Märkte und öffentlichen Lustbarkeiten in ihrem Umkreis, und die Eigentümlichkeit und Neuheit ihrer Geschäfte fällt den Reisenden gewöhnlich mehr auf als irgend etwas anderes Beachtenswertes. „In den verschiedenen Teilen der bunten Volksmenge,“ sagt ein Reisender, der halt gemacht hatte, um mit Muße einen bretonischen Markt in Augenschein zu nehmen, „befanden sich drei oder vier besondere Käufer dieser Ware; sie durchwandern das Land, um die Märkte zu besuchen und die Flechten der Bauernmädchen zu kaufen. Man sollte meinen, die

weibliche Eitelkeit würde einem so umfangreich betriebenen Handel wie diesem unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen; allein hier schien es keine Schwierigkeit zu haben, Mädchen zu finden, die ihr Haar bereitwillig verkauften. Wir sahen mehrere Mädchen, eins nach dem anderen, die geschoren wurden, und ebenso viele standen, mit ihren Hauben in den Händen, für die Schere bereit; ihr langes Haar war ausgekämmt und hing ihnen bis auf die Hüften herab. Neben dem Händler stand ein großer Korb, in den das in einen Bündel aufgebundene Haar, wie es vom Kopfe kam, hineingeworfen wurde.“

Was die äußerliche Schönheit betrifft, so verlieren die Mädchen durch den Verlust ihres Haares nicht viel, denn es ist in der Bretagne Mode, eine eng anliegende Haube zu tragen, die jeden Teil des Haarwuchses dem Anblick gänzlich entzieht und den Mangel desselben natürlicherweise völlig verbirgt.

Das so erlangte Haar wird an die Großhandlungshäuser versendet, von denen es zugerichtet, sortiert und an die Haararbeiter in den Hauptstädten verkauft wird. Der zu Perücken passende Teil desselben wird von besonderen Leuten gekauft, die es reinigen, kräuseln, bis zu einer gewissen Stufe zurechten und dann um hohe Preise an die „Perruquiers“ verkaufen. Ausgewählte, schöne, seltene Farben der Haare haben, wie alte Gemälde oder seltenes altes Porzellan, keine Grenze für den jeweiligen Preis.

Die Perücke hat ein Alter, das in die Zeiten der Pharaonen hinaufreicht. Eine im Isisempel zu Theben gefundene Perücke bildet eine der ägyptischen Sehenswürdigkeiten des englischen Nationalmuseums. Die Assyrer waren, wie sich nach den beredten Schil-

derungen der hebräischen Propheten erweist, Stücker vom reinsten Wasser. Ein Blick auf erhalten gebliebene Denkmäler zeigt, wie vollendet das Buckeln, Flechten und Kräuseln war, das sie an Haar und Bart verschwendeten, und wie sehr sie Puz an ihren Köpfen liebten. Den Griechen sicherte dagegen die ihm angeborne Liebe für Schönheit vor solchen prahlerischen Kunstgriffen. Die griechische Dame ließ ihr Haar vom Vorderhaupt in einer anmutigen Welle rund um jenen Teil der Wange herabfallen, wo diese in den Hals übergeht, und band es hintenauf in eine bogenartige Zierde, die man Korymbos nannte. Eine ziemlich ähnliche Mode herrschte unter den Männern; ihre Götter aber zeichneten sie durch charakteristische Veränderungen an dem Haarschmuck aus. So gleicht das Haar des Phidiasschen Jupiter im Vatikan der Mähne des Löwen, so majestätisch und gebieterisch sieht es aus. Die krausen Locken des Herkules hinwiederum erinnern uns an das kurze Haar zwischen den Hörnern des unbezähmbaren Stiers, während das Haar Neptuns herabfällt wie Lang und See gras. Die fliegenden Locken Apollos zieren den ewig jugendlichen Gott, und die feinen, bezaubernden Flechten der Venus gehören zum Charakter der olympischen Schönheit.

Das Haar der römischen Männer wurde kurz und kraus getragen bis zum Verfall des Reiches, als Commodus die Mode einführte, es lang zu tragen und mit Gold- und Flimmerstaub zu pudern. Der Kopfpuz der römischen Frauen ward an vollendeter Unsinnigkeit nur in der Zeit des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts übertroffen.



Mannigfaltiges

Wie einer, der prellen wollte, furirt ward. — In jenen Tagen, da die Leute noch glaubten, daß der Teufel in Menschengestalt umherzog, um Seelen zu fangen oder den Schlimmen allerlei Poffen zu spielen, wurde manches lustige Stück auf Kosten des Fürsten der Hölle gespielt. So kam um 1750 ein Reisender mit seinem Diener zu einem Wirt, der weit und breit dafür bekannt war, daß er die Zeche über Gebühr hinaufschraubte. Dem Kerl sollte es einmal gehörig eingetränkt werden, denn Herr und Diener hatten genau verabredet, wie sie ihre Rollen spielen wollten. Als es zur Abreise kam, sagte der Reisende zu dem Diener: „Nun mach deine Sache gut und hole mir den Wirt herauf, ich will mit ihm abrechnen.“

„Es soll alles nach der Schnur gehen, Herr v. Ratas,“ erwiderte Cyprian und ging.

Der Wirt erschien und verlangte dreizehn Taler und siebenzehn Groschen.

„Er verlangt zu viel, Er will mich prellen!“ rief der Baron.

„Möge mir jeden Taler, der über Gebühr geht, der Teufel selber in die Hand drücken,“ verschwor sich der Wirt.

„Ich halte Ihn beim Wort und werde mit dem Teufel darüber sprechen.“

Der Wirt lächelte verschmigt, denn er nahm die Worte des Herrn für einen Spaß, um so mehr, als der Gast nach dem Schlüssel zu seinem eisernen Geldkasten zu suchen schien. Dienend sagte er: „Machen Euer Gnaden sich keine Mühe; es hat Zeit damit.“

„Er ist ein braver Mann. Das häßt' ich nicht von Ihm gedacht. Kommt mir gerade gelegen. Das Geld, das so verflirt rund ist und so verdächtig rasch rollt, ist mir knapp geworden. Erwarte jede Stunde, daß man mir Geld schickt. Will Er mir Kredit geben auf unbestimmte Zeit; das wäre honett von Ihm.“

Woll Schrecken stöhnte der Wirt: „Bis morgen früh meint' ich nur, wo Euer Gnaden abreisen wollten.“

„Hört Er! Wenn ich gar kein Geld hätte? Was dann?“

„Dann — ja, dann müßt' ich Euer Gnaden ersuchen, so

lang in meinem Haus zu bleiben, bis die silberne Erlösung gekommen wäre.“

„In Verfaß will Er mich nehmen? Ich will mir die Zeit schon bei Ihm vertreiben.“

Der Wirt fand dies doch bedenklich und sagte: „Euer Gnaden haben ja noch zwei stattliche Rappen im Stall, da kann . . .“

Weiter kam er nicht, denn der Fremde schrie ihn an: „Pack Er sich, Er Läuseknicker. Noch heut in der Nacht laß ich mir Geld kommen. Hinaus mit Ihm!“

In der Wirtstube fand der ergrimimte Hausherr den Diener Cyprian. Der fragte nach einigem Herumdrücken: „Wie steht's; war mein Herr mit der Rechnung zufrieden?“

„Laß Er mich ungeschoren. Laß statt Gast; saubere Gesellschaft. Lumpier statt Kavaliere!“

„Um des — Teufels willen; still, nicht so laut. Ihr seid verloren,“ mahnte der Diener mit angstvollem Gesicht.

„Ei was! Ihr sollt sehen, keiner kommt mir aus dem Haus!“

Der Bursche machte ein so klägliches Gesicht, daß der Wirt betroffen fragte: „Was hat Er sich denn so?“

„Ihr habt die Probe nicht bestanden. Das macht er immer so. Nun sollt Ihr sehen, was mit Euch geschieht. Ihr habt ihm nicht kreditiert, nun geht's Euch wie allen Wirten, die zu viel aufschreiben und die er durch den Vorschlag, ihm Kredit zu geben, zur Besserung bringen will. Mich graut davor, was nun wieder geschehen wird. Erst neulich drüben im Sächsischen — um nur eins zu erzählen — ach, wenn ich nur alles sagen dürfte.“

„Nun, was soll's?“ fragte der Wirt mit langem Gesicht.

„Drüben im Sächsischen hat er einem prellenden Wirt den Kopf abgenommen und ihm einen Kohlkopf dafür aufgesetzt! Wozu braucht der Lump einen menschlichen Kopf, wenn er nicht einmal merken kann, daß ich nur die Hälfte von dem verzehrte, was er mir aufgeschrieben hat.“ Das sagte er dazu. So oder gar noch schlimmer wird es Euch nun auch gehen. Ihr seid in seinen Klauen.“

„Der Teufel, sag ich, hat Klauen! Sein Herr ist ein Mensch wie andere, und Er ist ein vernünftiger Bursch . . .“

Cyprian seufzte zum Erbarmen und jammerte kläglich: „Wer's glaubt. Oh, wäre mein Pakt mit ihm schon herum! In ein Kloster will ich mein Lebtag mich vergraben zur Abbüßung meiner Sünden. Ach, wenn ich Euch sagen dürfte . . . Zu viel hab' ich schon geredet,“ endete der Diener weinerlich.

„Nun, was schwätzt Er da,“ stotterte der Wirt, „wer soll Sein Herr denn sein?“

Cyprian schaute angstvoll in allen Ecken umher und raunte dann dem Wirt ins Ohr: „Der Teufel in eigener Person wohnt unter Euerem Dach. Dreht seinen Namen um, dann gehn Euch die Augen auf: Natas! Was heißt das anders als: Satan! Gott sei Euch und Euerem Haus in dieser Nacht gnädig!“

Damit rannte der Bursch aus der Stube und ließ den Wirt in tausend Ängsten zurück. Er fand stundenlang keine Ruhe mehr. Die Worte des unheimlichen Gastes fielen ihm immer schwerer auf die Seele: „Er wolle mit dem Teufel darüber sprechen.“ „Gott gnade Euch und Euerem Hause,“ hatte der Diener zu ihm gesagt. Er nahm seine Blendlaterne und untersuchte zuerst den Stall. Alles fand er noch in guter Ordnung; das Vieh war noch nicht verheert. In der Küche war noch alles beim alten. Durch den Schornstein konnte er auch noch nicht herabgefahren sein, denn die Würste und Schinken hingen ruhig darin. Er fing an, sich über seine Besorgnis zu ärgern, und beschloß, um sich von der Ungefährlichkeit seines Gastes ganz zu vergewissern, vor der Zimmertür im ersten Stock zu lauschen. Der Fremde brannte noch Licht; durch eine Spalte schimmerte es hell. Der Wirt schlich näher. Da trat eine schwarze Gestalt mit fürchterlich weiß aus dem dunklen Gesicht leuchtenden rollenden Augen auf ihn zu und drückte ihm ein Papier in den oberen Teil des Schurzes und rief mit tiefer Stimme: „An den Baron v. Natas.“

„Alle guten Geister loben den Herrn!“ schrie der Wirt; sein Geschrei durchhallte das ganze Haus. Die Thür öffnete sich, und der Reisende stand vor dem knieschlotternden, freide-

weißen Wirt; die Laterne lag zerbrochen am Boden, in der Hand hielt der zum Tod Erschrockene krampfhaft den Brief, der ihm zugesteckt worden war. Wortlos bewegte er die Hand gegen den gefährlichen Gast, als bäte er ihn um Gottes willen, die Schrift zu nehmen; er zitterte, als brenne sie ihn zwischen den Fingern wie höllisches Feuer.

Herr v. Natas sagte ernst: „So, nun sieht Er, man schießt mir mitten in der Nacht Geld. Komm Er herein, mach Er sich bezahlt.“

Der Schlotternde stammelte: „Nichts schuldig — nichts — mein Kopf — mein Haus! — Gnade, Gnade, fahren Sie aus!“

„Nein, Er soll sein Geld haben. Herein mit Ihm.“

Unter Bekreuzigungen wankte der Wirt in die Stube. Auf dem Tisch stand eine Pfanne mit glühenden Kohlen, um die Pfeifen daran anzuzünden. Auf diese hatte der Reisende rasch einen Taler gelegt und dann einen ledernen Handschuh angezogen. Von alledem sah der Geängstigte nichts. Er hörte nur, wie der Baron sagte: „Wie viel macht Seine Rechnung? Dreizehn Taler?“ Er drückte dem Wirt einen Taler in die Hand.

„Und siebzehn Groschen,“ stammelte der Wirt, dem beim Anblick des blanken Silbers Mut und Begierde wiederkam.

„Dreizehn Taler siebzehn Groschen. Gut! Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht — steckt das Geld ein!“

Der Wirt, merklich erholt, steckte die acht Taler in den Sack. Den neunten holte indes der Reisende heimlich aus der Pfanne und zählte, ihn fest in die Hand des Wirts pressend, weiter: „Neun . . .“

„Herr im Himmel!“ brüllte der Wirt, warf den Taler fort und schrie: „Hilfe! Hilfe!“ Damit polterte er halb ohnmächtig über die Treppe hinunter und rannte auf die Straße hinaus.

Als der Reisende am anderen Morgen mit seinem Diener davonritt, war kein menschliches Wesen im Hause und auf dem Hof zu erblicken. Alle waren vor dem Satan davon-
gelaufen.

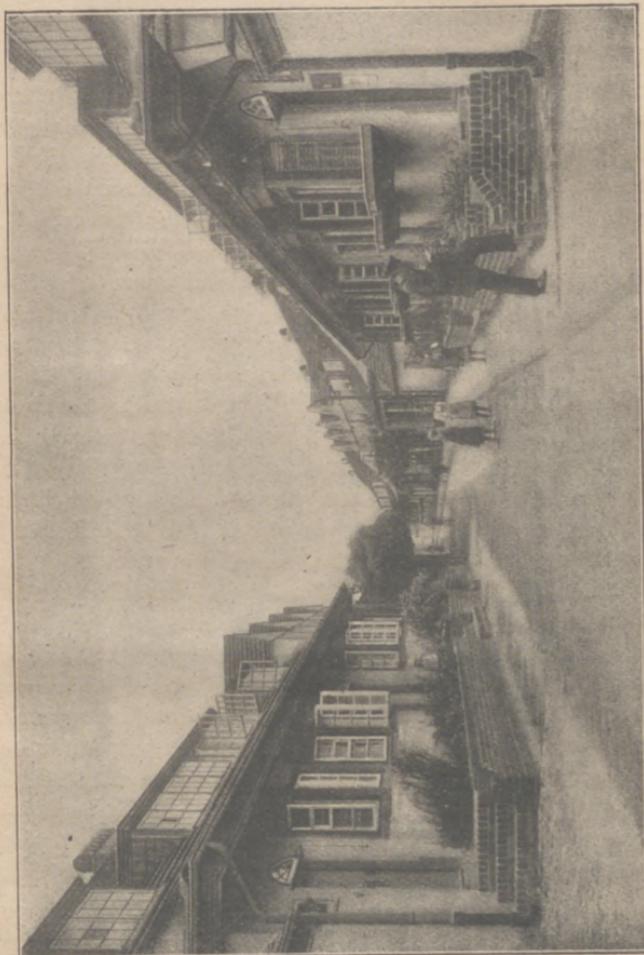
E. Daum.

Nicht umsonst gelebt. — Nach dem Dreißigjährigen Kriege war Deutschlands Bevölkerung, die vor 1618 sechzehn bis sieben Millionen zählte, auf vier Millionen herabgesunken. In Sachsen allein mußten binnen zwei Jahren 900 000 Menschen das Leben lassen, in Böhmen lebte nur noch ein Drittel der Einwohner, in Bayern waren 80 000 Familien zugrunde gegangen. Daß Deutschland sich nach jener furchtbaren Zeit überhaupt noch erholt, ist ein wahres Wunder zu nennen. Allerdings kamen einzelne Fälle eines so reichlichen Nachwuchses an Kindern und Kindeskindern vor, daß die damaligen Zeitgenossen es für der Mühe wert hielten, Aufzeichnungen darüber zu machen. Nach Wiener Kirchenlisten hinterließ ein gewisser Lukas Tschaffen, der 1612 zu Arlberg geboren wurde, nach seinem 1679 erfolgten Tode die stattliche Zahl von 1091 Nachkommen, die alle gesund geboren worden waren. Vier seiner Söhne lebten noch, als er starb; eine Tochter war vor ihm in die Ewigkeit gegangen. Johann, der erstgeborene Sohn Lukas Tschaffens, der 78 Jahre alt wurde, besaß von zwei Frauen 16 Kinder, denen 126 Enkel und 142 Urenkel folgten. Der zweite Sohn des Stammherrn Tschaffen, gleich ihm Lukas genannt, wurde 76 Jahre alt; er bekam von zwei Frauen 19 Kinder; diese schenkten der Welt wieder 111 und diese wieder 130 Kinder. Der dritte Sohn Peter, der 74 Jahre alt geworden ist, hatte von drei Ehefrauen 27 Kinder; diese erhielten 108 und diese 135 Kinder. Der vierte Sohn Tschaffens, Hans Ulrich geheißen, erreichte ein Alter von 70 Jahren; auch er war zweimal verheiratet und Vater von 13 Kindern, die ihm 55 Enkel bescherten, die ihrerseits 86 Nachkommen besaßen. Die Tochter Lukas Tschaffens gebar 12 Kinder, von denen kamen 56 und von diesen 60 Kinder. So stammten von diesem Arlberger vier Söhne und eine Tochter, 87 Kindeskinde, 456 Enkel und 553 Urenkel, in allem 1091 Personen.

A. Bonn.

Die Arbeitergartenstadt Staaken. — Der Massenherstellung von Arbeiterwohnungen bringt man nicht ohne Grund ein gewisses Mißtrauen entgegen; unwillkürlich sieht man im

Geiste endlose Reihen von einformig-gestalteten Häusern, denn nur auf diese nüchterne Weise glaubte man lange Zeit „zweck-

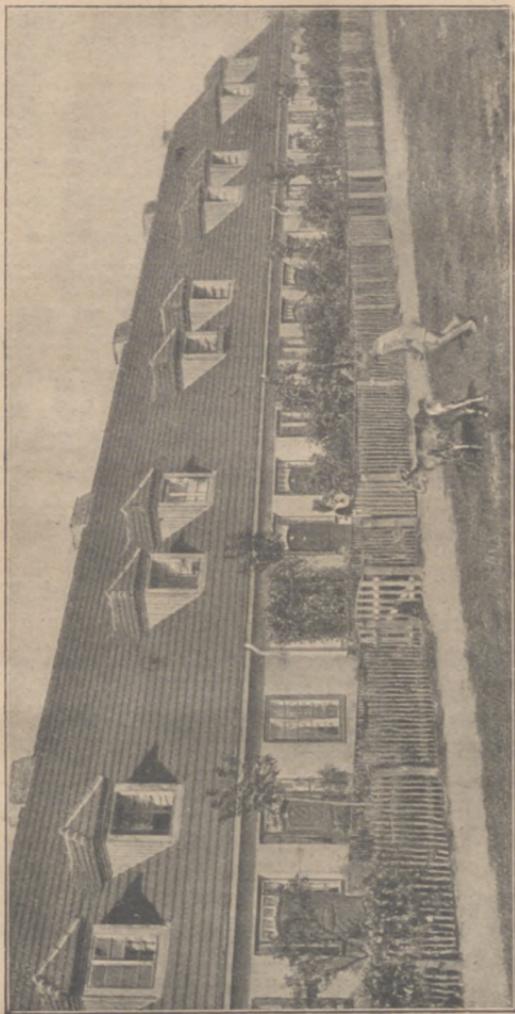


Phot. v. Grobe Berlin.

Eine der Hauptstraßen der Arbeitergartenstadt Staaken.

mäßig“ und billig bauen zu können. Daß sich Billigkeit und Schönheit vereinen läßt, wenn ein tüchtiger Baumeister heran-

gezogen wird, das beweist die Arbeitergartenstadt Staaken bei Spandau, die der Architekt Schmittbener im Auftrag des Reichsamts des Innern für die Arbeiter der staatlichen Munitionswerkstätten in Spandau kurz vor dem Krieg entwarf und in demselben vollendete. Diese Kleinwohnungsstätte, die billige und behagliche Heime zeigt, kann als Vorbild für die Schaffung der notwendigen Arbeitersiedlungen dienen. Für die erste Unterbringung der heimkehrenden Krieger wird man sich ja mit Notwohnungen begnügen müssen. Dann aber heißt es, die dauernden Heimstätten nicht nur billig, sondern auch behaglich und schön aufzubauen. Und für diesen Fall darf Staaken als Vorbild dienen. Das kann aber nur geschehen, wenn billiges Siedlungsland vom Staate hergegeben und auf Grund des Erbbaurechts bebaut wird. Beides ist in Staaken der Fall, und der Hausbewohner oder seine Nachkommen können nicht aus ihrem Heim vertrieben werden, wenn sie regelmäßig ihre Miete zahlen; eine Miete, die niedriger ist als die geringste in der Stadt; sie sind also gewissermaßen Besitzer ihres hübschen Anwesens, wenn ihnen auch der Form nach dieser Titel nicht zusteht. Schon für etwa achtzehn Mark monatliche Miete erhält der Arbeiter eine Wohnung von Stube, Wohnküche mit Bad, Kammer, Stall und Garten. Das sind die kleinsten Eigenheime; die größeren enthalten zwei, vier und sechs Zimmer zu einem entsprechend höheren Mietzins. Etwa achthundert Familien wohnen in dieser dicht bei Spandau gelegenen Arbeiterstadt, die zehn bis zwölf Straßen aufweist, eine eigene Verwaltung, zwei Schulen, Feuerwehr und ein Kaufhaus besitzt. Daß die Häuserchen mit Gas und Elektrizität ausgestattet sind, ist selbstverständlich. Die Mustergültigkeit der gesamten Anlage liegt aber nicht nur in der praktischen inneren Ausgestaltung der Häuser, sondern vor allem in dem anheimelnden Äußeren der Wohnstätten und des ganzen Ortsbildes. Trotzdem Raum und Preis eng begrenzt waren, also eine gewisse Gleichförmigkeit in verschiedenen Einzelteilen geradezu Zwang war, da ja nur eine Massenherstellung einen niedrigen Preis eines Artikels gewährleisten konnte, so hat doch ein



Phot. H. Groß, Berlin.

Eine Reihe von Einfamilienhäusern mit Vorgärten in der
Arbeitergartenstadt Staaken.

geniales Erfassen und die liebevolle Hingabe des Baumeisters
den ertötenden Eindruck des Einförmigen, Fabrikmäßigen zu

vermeiden gewußt. Bei der großen Gesamtmenge der zu erbauenden Häuser konnte der Architekt schon fünf Haustypen wählen; auf den einzelnen Typ entfiel dann immerhin noch eine so große Zahl, daß eine billige Massenherstellung möglich war. Dieser Grundsatz der Teilung ist auch auf Einzelteile in Anwendung gebracht worden, und so ist, bei aller Billigkeit, ein Ortsbild entstanden, das vorbildlich wirkt. Alle Häuschen sind bemalt und vielfach mit freundlichem Grün bewachsen. Von wesentlichem Einfluß auf den Gesamteindruck ist auch die geschickte Straßenföhrung; bald ist sie geradlinig, bald winkelig, immer dem Charakter des jeweiligen Straßenteils angepaßt, aber niemals das Gefühl des Gefünstelten erweckend. Hübsche Durchblicke erhöhen das Heimelige der Siedlung, die Liebe für den eigenen Herd und für den Boden erwecken will. Da gibt es einen „Eichenwinkel“ und Straßen wie „Zwischen den Giebeln“, „Am kurzen Weg“ und „Am krummen Weg“. Ganz leise und allmählich wird durch solche liebevolle Ausgestaltung das Heimatgefühl geweckt und eine Bodenständigkeit gezeitigt, die sowohl dem Siedler, als auch dem Staate förderlich ist.

G. F.

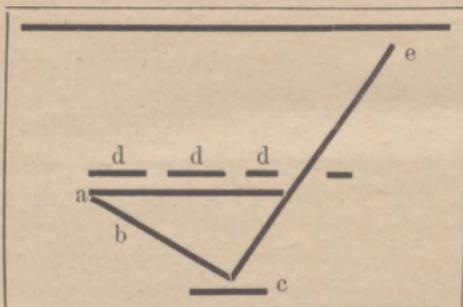
Sauler Zauber und entdeckte Geheimnisse. — Im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts waren physikalische und chemische Kenntnisse noch nicht Allgemeingut des Wissens, und darum konnte es denen, die davon etwas verstanden, leicht fallen, ihre ungebildeten Mitmenschen durch die verschiedensten Kunststücke in Staunen, Überraschung und Schrecken zu setzen. Es war nicht einmal nötig, daß sich die Besitzer solcher großen und kleinen „Geheimnisse“ vor den Bauern produzierten, sie konnten sogar unter einem nicht geringen Teil der Stadtbevölkerung damit erhebliches Aufsehen machen. Der Schulzwang war nicht allgemein und die Kunst des Lesens noch spärlich genug verbreitet. Sogenannte „Zauberbücher“, aus denen alle erdenklichen Kunststücke zu erlernen waren, befanden sich schon lange im Umlauf, und wer daraus Gewinn ziehen wollte oder die Armen im Geiste zu verblüffen oder zu erschrecken suchte, fand darin allerlei ergöbliche Kniffe und Pfiffe verraten. In

einem „compendieusen Zauberbuch“ vom Jahre 1745 finden sich Dinge beschrieben, die zum Theil oft genug versucht worden sein mögen, um dem unvertilgbaren Glauben an Geister und Gespenster augenscheinliche Nahrung zu bieten. Um einem „Unwissenden ein vermeyntes Gespenste zu zeigen“, war nötig: eine mondhelle Nacht, ein kleiner Spiegel und ein — „wohlpräparierter gläubiger Narr“. Stellte man sich mit dem Opfer an das Fenster, fing geschickt vorgehend den Schein des Mondes im Spiegel auf und ließ ihn längs der im Dunkel liegenden Fenster des gegenüberliegenden Hauses auf und nieder gleiten oder „hüpfen“, so zeigte sich dem Geäfften „ein veritablem Irrwisch oder springendes und hüpfendes Lichtgen in des Nachbars Zimmer. Es kann nicht fehlen, daß Einer glaube, es spuke dortselbst ein Geist“.

Wollte man „bey nächtlicher Weile in einem finstern Gemach jemanden mit vermeintlichen Gespenstern oder Irrwischen heftig erschrecken“, so nahm man ein paar muntere Krebse, betupfte ihre Rücken und einige Beine gehörig mit Phosphor und brachte sie heimlich in eine Kammer; störte man den darin Schlafenden durch „Gerumpel, Gekrächz oder Geklapper“ aus seiner Ruhe, so wird er, erwachend, so leicht nicht zu finden vermögen, was in der Stube los sei und wird „unerlösete arme Irrgeister darinnen vermuten.“

So konnte man auch „ohne Gefahr und Gestank“ zum gewaltigsten Entsetzen eines Menschen eine starke, hellleuchtende Flamme oder einen Blitz im dunkeln Gemach hervorrufen. Man füllte zu diesem Gaukelspiel den Kopf einer Tabakpfeife oder ein Röhrchen mit Bärlappsaamen. Vor einem Loch im Fensterladen, in der Thür oder vor dem Schlüsseloch hielt man in der Hand eine brennende Kerze. Dann wurde der mit einem Lappen überspannte Pfeifenkopf verkehrt in den Mund genommen und rasch durch die Spitze der Kerzenflamme der Bärlappsaame durch die Öffnung in die Stube geblasen. Der Effekt des dadurch entstehenden „feurigstarken Strahls“ wird als so „erschrecklich“ beschrieben, daß dem Angeber dieses Kunststückes die Warnung angebracht schien, man möge es nicht bei

„zaghaften, traurigen oder niedergeschlagenen Personen“ versuchen: „wasmaßen das offermalen gar nicht erbaulich ausgehen dörrfte“. Ein erschütterndes „Mene tekel“, eine mahnende „Geisterschrift“, die da lauten könnte: „Memento mori“, oder „Dein End' ist nah“, kann man auch „vermittelft eines Spiegels an einer Mauer oder Hauswand, ja auch in einem gegenüberliegenden Gemach an der Zimmerdecke oder wand erscheinen lassen, so daß einem Torschamen darob ein übel Graufen ankommet“. Aus einem Bogen Papier schneidet man in lateinischen Buchstaben die Zauberschrift in spiegelverkehrter Form und beklebt damit einen Spiegel. Soll dieser Spuk bei nächtlicher Weise wirksam werden, so muß man darauf bedacht sein, das Licht in dem Zimmer, von dem dieses Trugwerk ausgeht, möglichst zu verbergen. Man verhängt das Fenster bis auf einen Spalt mit einem dicken Vorhang und stellt den Spiegel mit der verkehrt aufgepappten Schrift ein Stück weit vom Fenster entfernt auf, und zwar so, daß die Lichtstrahlen schräg in den Spiegel fallen; erhält nun der Spiegel seine richtige Lage zur Lichtquelle, so muß durch den Reflexer die Geisterschrift dort erscheinen,



a: Der Vorhang oder die Verdeckung des Fensters.
 b: Das Licht. c: Der Spiegel mit der Schrift.
 d: Fenster. e: Die benachbarte Wand oder das Fenster, wodurch die gespiegelte Schrift in den Raum fallen soll.

die Geisterschrift dort erscheinen, wo man sie hervorzurufen wünscht. Der Vorgang dieses „Zauberstückes“ wird in einem alten Buch in nebstehender Weise erläutert.

Ein beliebter Scherz scheint es auch gewesen zu sein, harmlose

Gemüter durch einen unerwarteten Knall zu ängstigen. Dazu war eine Schweins- oder Rindsblase nötig. Man füllte sie im Winter mit kalter Luft und hing sie heimlich hinter einen

gut geheizten Ofen, wo sie nach kurzer Zeit mit ganz gewaltigem Krach platzte. Solche Blasen verwendete man aber auch dazu, um eine lebendige Kaze „fliegend zu machen“. Auch diese menschenunwürdige Kokeit sollte dazu dienen, um die Gespensterfurcht abergläubischer Leute zu nähren. Der Entthüller dieser „Geheimnisse“ schrieb wörtlich: „Binde einer lebendigen Kazen unter ihre vier Füße vier stark aufgeblasene und wohl zugebundene Schweinsblasen mit Bindfaden feste an, und stoße sie dann bey starkem Wind von einem hohen Turm herab, so wird sie unter Anstimmung einer gräulichen und abenteuerlichen Musique dahinfliegen. Leichtlich vermeinen die Leute dann, das wütige Heer reise durch die Luft.“ Ein „fürchterlicher Spaß zur Nachtzeit mit einer Kaze“ wird folgendermaßen beschrieben: „Man füllet vier Nuß-Schalen mit weichem Harz oder dickem Vogel-Leim, drückt selbige einer Kazen fest unter ihre vier Pfoten und läffet sie damit bey nächtllicher Weile auf dem Ober-Boden des Hauses lauffen. So wird der graußliche Lärmen, den solch Ungethüm machet, bey den Unwissenden und Angstlichen seltsame Gedanken über polternde Geister erwecken.“

Nach solchen Proben von harmlos empfohlenen Tiermishandlungen wird es verständlich, daß man lange brauchte, um den Tierschutz als ethische Forderung begreiflich zu machen. So beschrieb im Jahre 1745 der „aufrichtige Entdecker curieuser und ergößender Geheimnisse“, wie man einen Vogel abrichten könne, daß er wohl ausfliege, aber immer wieder heimkehren müsse. Einem jungen Vogel wurde ein Teil des oberen Schnabels abgeschnitten und ihm die Nahrung mit den Fingern gereicht, wodurch er sich an den Herrn gewöhnte. Wenn das arme Geschöpf fliegen konnte, durfte man es aus dem Fenster ins Freie lassen; der Hunger trieb es wieder zurück „weilen das Obertheil seines Schnabels kürzer ist, kann er selbst nichts fressen, kömmt deshalb jederzeit zu dir geflogen und begehret der Speise“. . . . „Ein Mensch, den die Narren für einen Zauberer hielten, hat auf solche Manier einen Staaren abgerichtet und leichtgläubigen Leuten weißgemacht, es wäre selbiger Vogel

sein Spiritus familiaris oder Hausgeist, der ihm geheime Wissenschaft von denen Geistern aus der Luft brächte.“

So gab es auch einen Pfiff, um einem einfältigen Menschen den Glauben beizubringen, man habe ihn durch die Kraft eines wirksamen Zaubers schußfest gemacht, ja, der Beweis dafür war durch einen Pistolenschuß zu führen. Zuerst füllte man eine sehr geringe Menge Pulver in den Lauf, darnach einen leichten Papierpfropf, dem man die Kugel und etwas mehr Pulver folgen ließ, worauf man abermals Papier nachstopfte. „Solches practicire alles verborgen, daß dir niemand zuschaut. Wenn du nun loßbrennest, so wird es zwar, gleich einem gewöhnlichen Schuß stark knallen, die Kugel aber nicht weit vom Rohr niederfallen.“

Noch viele andere, bei den geringen physikalischen Kenntnissen damals nicht immer brotlose Künste konnte einer aus solchen Zauberbüchern lernen; so, wie man einen Schneeball anzünden könne, „daß er einem Licht gleich brenne“. Feurige Schlangen und fliegende Sterne ließ man in der Luft erscheinen und allerlei Getön, daß einem, der nicht wußte, wie es entstand, „darob die Haare gen Himmel standen“. Vielen Gespenstergeschichten, die von Augen- und Ohrenzeugen jener und auch noch späterer Zeit erzählt und geglaubt worden sind, lagen meist solche Taschenspielerkünste zugrunde. E. Nago.

Das Gefrieren der Gewässer. — Es ist eine auffällige und oft beobachtete Tatsache, daß fließende Gewässer viel später zufrieren, als dies bei stehendem Wasser der Fall ist. Nach den ersten Tagen anhaltender strenger Kälte entsteht auf großen Teichen eine Eisdecke, während bei kleineren Bächen keine Eisbildung zu bemerken ist. Die gewöhnliche Art der Erklärung dieser Erscheinung ist diese: man nimmt an, daß durch die Bewegung des Wassers eine Erstarrung verhindert wird. Das ist jedoch ein Irrtum, denn auf Grund physikalischer Gesetze, die jederzeit durch Experimente ihre Bestätigung erhalten, gefriert eine Flüssigkeit, die überall die gleiche Temperatur besitzt, viel schneller, wenn sie in Bewegung versetzt wird, als wenn sie sich in Ruhe befindet. Es ist möglich, Wasser bei

Fernhaltung jeder Erschütterung selbst dann noch in flüssigem Zustand zu erhalten, wenn die Temperatur einige Grade unter den Nullpunkt gesunken ist; die geringste Bewegung oder Erschütterung bewirkt indes eine rasche Kristallisation. Es ist demnach ein Irrthum, wenn man annimmt, daß Bäche und Flüsse deshalb schwerer zufrieren, weil sich in ihnen das Wasser in Bewegung befindet.

Wie spielen sich nun die Vorgänge des Gefrierens bei ruhendem Wasser ab? — Vor Eintritt der Kälte befindet sich die Temperatur der oberen Wasserschichten entsprechend der Temperatur der Umgebung über dem Gefrierpunkt. Wenn die Temperatur der oberen Schichten sich über vier Grad Celsius befindet, nimmt die Wassertemperatur nach unten hin ab. Befindet sich dagegen die Temperatur der oberen Schichten unter vier Grad Celsius, so nimmt die Gradabstufung der unteren Schichten zu, da bei vier Grad Celsius das Wasser seine größte Dichtigkeit besitzt. Das auf vier Grad abgekühlte Wasser sinkt durch sein größer gewordenes spezifisches Gewicht. Bei weiterer Abkühlung ändert sich im Zustand des Wassers weiter nichts; die Wasseroberfläche kühlt sich weiter ab und das Sinken und Aufsteigen der ganzen Schichten hört auf.

Überschreitet die Temperatur der oberen Schichten den Gefrierpunkt, so tritt Vereisung ein. Wenn nicht die an der Oberfläche gebildete Eisdecke und die darunter liegenden Wasserschichten schlechte Wärmeleiter wären, und sich das Wasser nicht bei einer Abkühlung von vier bis zu Null Grad ausdehnen würde, so müßte bei langanhaltendem Frost nach theoretischer Feststellung jedes stehende Gewässer bis auf den Grund zufrieren, wodurch ein Absterben der Fische erfolgen müßte.

Anders gestalten sich die Vorgänge des Gefrierens bei fließendem Wasser. Auch in diesen Fällen kühlen sich zwar die der Luft zunächst liegenden oberen Wasserschichten ab. Infolge der fortwährenden Bewegung des Wassers werden aber auch diese Schichten in die Tiefe befördert, und andere Wasserteilchen steigen an die Oberfläche, die nunmehr

gleichfalls der Abkühlung ausgesetzt sind. Auf diese Weise wird a l l m ä h l i c h die g a n z e Wassermenge von der O b e r f l ä c h e bis zur T i e f e g l e i c h m ä ß i g abgekühlt, wodurch die zur Eisbildung erforderliche Zeitdauer verlängert wird. Als ein die Erstarrung verzögernder Umstand kommt noch hinzu, daß die einzelnen Wasserteilchen abwechselnd mit dem Boden des Flußbettes in Berührung kommen, welcher in Folge der im Erdboden aufgespeicherten Wärme erwärmend auf dieselben einwirkt. Ist die g l e i c h m ä ß i g e Abkühlung eines fließenden Wassers zum Gefrierpunkt fortgeschritten, so wird auch hier Erstarrung eintreten. Im Gegensatz zu den Vorgängen in ruhenden Gewässern beginnt die Kristallisation des Eises an f e s t e n Punkten des Ufers, Holzpfählen, Felsstücken und auf dem s c h w ä c h e r e n S t r ö m u n g a u f w e i s e n d e n B o d e n. Je mehr sich die Eiskristalle am Boden vergrößern, um so stärker werden sie vom Wasser gehoben. Schwimmen sie zuletzt an der Oberfläche, so treibt der Fluß „G r u n d e i s“. Die Strömung läßt nach, bis die Eischollen zum Stehen kommen und beim Aufeinanderstoßen anfrieren, wodurch eine feste Eisdecke gebildet wird. Diese Erscheinung des Anfrierens kann man so erklären, daß vorerst das Eis in Folge des erhöhten Druckes zu überkaltetem Wasser schmilzt, jedoch sofort wieder gefriert, sobald der Druck aufhört. Schenk.

Tütendreher. — So nannte man einst die Krämer, die ihre Tüten selber herstellten; heute werden sie fabrikmäßig erzeugt und von den Händlern fertig bezogen. Ihre alte Form veränderte sich mit der fabrikmäßigen Anfertigung; heute stellt man sie sackartig geformt her, und die ursprünglich spitz gestalteten Tüten wird es bald nicht mehr geben. Tüte kommt von tuten her, vom Blasen auf dem Luthorn, und die nach alter Weise gedrehte Tüte hat die Form eines Hornes. Hörner wurden in alter Zeit und werden noch jetzt vielfach von wilden Völkerschaften zur Aufbewahrung verschiedener Stoffe benutzt. Auch das Pulverhorn der Jäger und Soldaten war aus Horn gebildet. Im Französischen heißt die Tüte cornet, zu deutsch: Hörnchen. — Die spitze, gedrehte Tüte hat ein ehrwürdiges

Alter. Von den Römern wissen wir bestimmt, daß sie Spitztüten aus Papyrusblättern drehten, die sie *oucelli*, Kapütchen, nannten. Im übrigen verwandte man im Altertum meistens Pflanzenblätter, mit Vorliebe die des Feigenbaumes, an Stelle der Tüten. Der Italiener nennt die Tüte *cartoccio* — sprich: Kartotſcho —, das heißt Papierstück. Daraus entstand das französische *cartouche* — sprich Kartusch —, die Kartusche, der Beutel, in den die Pulverladung der Geschütze gefüllt wird. P. 5.

Der vermeintliche Wunderbalsam. — Die Erfindung des Branntweins gehört zu jenen technischen Errungenschaften, durch welche im Laufe der Zeit auf allen möglichen Gebieten die größten und mannigfaltigsten Wirkungen hervorgerufen wurden. Der zuerst aus gebranntem Wein destillierte Alkohol, den man dann auch aus anderen Stoffen herzustellen lernte, gab nicht nur den älteren Alchimisten und Naturforschern ein neues, überraschend wirkendes Untersuchungsmittel zur Kenntnis der Zusammensetzung und Beschaffenheit vieler Körper an die Hand, auch die Ärzte erblickten in dieser wasserhellen, stark berausenden Flüssigkeit ein Mittel zur Heilung aller erdenklichen körperlichen Leiden. *Aqua vitae*: Wasser des Lebens, nannte man den Alkohol um seiner an Wunderkräfte grenzenden Wirkungen willen. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts betrachtete man den Branntwein noch als Arznei. Wie es später geschehen ist, als man Kaffee, Tee und die „Gesundheitschokolade“ zum täglichen Gebrauch empfohlen hat, um dauernd „gesund, schön und jung zu bleiben“, so hielt man es einst mit den verschiedensten Branntweinsorten. Es ist gar nicht verwunderlich, daß alkoholische Getränke ein tägliches Bedürfnis für Tausende geworden sind, denn die alten Ärzte predigten ihr Lob laut und überzeugend genug. Ihre Nachfolger von heute sind allerdings anderer Meinung darüber geworden; der einstige Glaube an die „herzstärkende“, lebensverlängernde Wirkung des Alkohols wandelte sich durch Erfahrung vollkommen ins Gegenteil. Wir wissen es heute, daß die wohlschmeckenden Getränke, die vor Jahrhunderten unter der verführerischen Be-

nennung „Lebenswasser“ gepriesen worden sind, wie langsam wirkende Gifte die Gesundheit zerrütten und aufreiben und Wachstum und Leben der Menschen verkürzen. Das „Wasser des Lebens“ ist frühzeitig zu einer reichfließenden Quelle von Lasteren geworden, die sich mit der Entdeckung neuer Erdteile und den Fahrten der weißen Rasse in ferne Länder über die ganze Welt verbreitet hat. Als „Feuerwasser“ half es mit an der gänzlichen Vernichtung der amerikanischen Ureinwohner; den Unterjochern farbiger Menschen bot sich im Branntwein ein nie versagendes Mittel zur Anlockung, Willensschwächung, körperlicher Entartung und Unterwerfung wilder Völkerschaften.

Eine der ältesten gedruckten Schriften über die „ausgeprannten Wasser“ wurde im Jahre 1483 in Augsburg herausgegeben. Meister Michel Schrick, ein „doctor der eregeney“ beschrieb darin, wie man verschiedene Branntweinsorten „nützen und brauchen solle zur Gesundheit der Menschen“. Was sollte der Branntwein nicht alles zu bewirken vermögen! „Wer alle morgen trinkt ein halben löffel vol gepranntes weins, der wird nimmer krank,“ sagt Meister Schrick. Man glaubte ein Allheilmittel, ein Lebenselixier, das „große Arkanum“ gegen alle Leibesgebreffen gefunden zu haben. Der wunderwirkende Trank oder Balsam, wie man ihn auch nannte, half gegen Sicht; wer ihn an jedem Morgen genoß, konnte hoffen, daß er die Blasensteine zerbrach. Auch der Wurm, „so da wechßt bey dem herzen oder an der lungen oder lebern, stirbt davon“. Kein heilkräftigerer Stoff war zu finden gegen Husten, Heiserkeit, Ohrenleiden, trübe rote Augen, Kopfschmerzen und — Wassersucht. Innerlich und äußerlich genommen diente der Branntwein auch als Schönheits- und Lebenverlängerungsmittel. Michel Schrick versicherte: „Wer auch sein haupt damit reibet, der bleibt allweg schön und lang jung und der balsam macht gut gedächtnis und sterkt dem menschen geist und verstand.“ Nicht viel fehlte, und es gelang sogar, Tote damit wieder lebendig zu machen, denn der alte Doktor Eisenbart schrieb: „Wenn eins sterben sol, so gieße man ihm ein wenig gepranntes weins

in den Hals, so wird es reden vor seinem Tod, so es schon verstummet war.“

Im Jahre 1487 wurde in Bamberg eine in Versen abgefaßte Lobschrift des Branntweins gedruckt. Als wirksames Mittel gegen Fallsucht wird das Lebenswasser darin empfohlen; aber auch gegen Läuse sei es eine starke Hilfe, und nichts Besseres gäbe es gegen „Lungensucht“ und — den Biß giftiger Schlangen. Nüchtern mit Brot genossen und durch die Nase eingezo-gen, sei Branntwein gut gegen Schlagflüsse, Irrsinn und — Bruch-leiden. In langatmigen Versen beschreibt der alte Reim-schmied allerdings auch die üblen Wirkungen, die durch Miß-brauch des Lebenswassers entstehen. Er warnt davor, daß man den Branntwein nicht in Schüsseln gießen, Brot hineinbrocken und auslöffeln solle und ihn „saufen und fressen wie eine Kuh“, bis „einer glöht wie ein erstochnes Kalb und von der Bank falle“. Wenn Leute, die es so treiben, verderben und sterben, so sei das allein ihre Schuld. Trotz der Mahnung der Ärzte jener Zeit, keinen Mißbrauch mit Alkohol zu treiben, muß ihnen doch ein großer Teil der Schuld zugemessen werden an der starken Verbreitung der Trunksucht. Was als Heil-mittel so angelegentlich empfohlen wurde, fand um so rascher seinen Eingang als täglicher Morgen-, Mittag- und Nacht-trunk. Bald entstanden in den Städten Branntweinschenken, und auch auf dem Lande wurden sie häufiger. Dazu trug nicht zuletzt bei, daß dies vermeintliche Arkanum dem Verderben nicht ausgesetzt war wie die kurzlebigen Biere und schlecht ge-ratener Wein, der oft genug sauer wurde. M. Seib.

Verrohung durch den Krieg. — Im Jahre 1627 wurde zum erstenmal in Deutschland eine Oper aufgeführt. Diese neue Form theatralischer Darbietungen erlaubte Dinge auf die Bühne zu bringen, die sonst im Schauspiel und Drama nicht möglich gewesen waren. Man führte das Publikum durch „Himmel und Hölle“, unterhielt die Schaulustigen mit Balletten, Zauberszenen und Verwandlungen. Man brannte Feuerwerke ab, brachte Schlachten und Kanonendonner auf die Bühne und suchte mit Blendwerk und Spektakel aller Art in raschester

Abwechslung die Zuschauer anzuziehen und zu fesseln. Als die Menschen in prunkhaften Kostümen, die Massen der Statisten und Tänzerinnen nicht mehr auf die rohen Sinne der Gaffer wirkten, nahm man die Tierwelt zu Hilfe. Pferde, Esel und Kamele, Dromedare und Bären kamen auf die „weltbedeutenden“ Bretter; das Gebrüll und Gebrumm von Ungeheuern und wilden Geschöpfen aller Art wurde zu musikalischen Effekten benutzt. In einer damals beliebten Oper Hunolds: „Nebukadnezar“ erschien der biblische Held als wildes Tier mit Adlerklauen an Händen und Füßen in Gesellschaft vieler anderer Bestien. Man wollte nicht mehr durch Gedanken angeregt, sondern durch rohe Sinnenreize gekitzelt sein. Und man bemühte sich auf den Theatern, dies alles stark genug zu bieten. In der Volksposse trat der Hanswurst mit seinem gemeinen Gefolge, seinen unflätigen Späßen und schmutzigen Joten immer mehr in den Vordergrund der Handlungen. Die meist aus den untersten Schichten hervorgegangenen und im Leben verächtlich als ehrlos behandelten Komödianten brachten die niedrigsten und rohesten Reizmittel auf das Theater. In Beziehung auf Handlung und Sprache wurden alle Zügel losgelassen. Eine Begebenheit drängte die andere, ohne daß ein Faden des inneren Zusammenhangs oder gar einer höheren Ordnung sie miteinander verknüpfte. Helden und Heldinnen wurden durch alle Länder der Welt, von Gefahr zu Gefahr, von Abenteuer zu Abenteuer gezerrt; Greuelsenzen, Zauberstücke, Traumerscheinungen, Verwandlungen, Himmel und Hölle, die Allegorie, das Ballett, Illumination und Feuerwerk wurden mit equilibristischen und akrobatischen Kunststücken und dem derben, zotigen Gebaren des Hanswursts vereinigt. Leid und Freud, Zorn, Liebe, Haß und Verzweiflung zeigten sich allemal zugleich auf dem höchsten Gipfel. Das wildeste Gebärdenpiel artete zur Grimasse und Frazenhaftigkeit aus; man suchte die Zuschauer mit den gemeinsten und handgreiflichsten Effekten der Darstellung anzulocken und bei Laune zu erhalten. Ein Hauptmittel des Reizes war die Spekulation auf die geheime Lust des Grauens und Entsetzens, die der

lange blutige Krieg statt zu unterdrücken nur genährt hatte. Eine förmliche Blutgier machte sich in den Darstellungen der Bühne breit. Selbst das Widerwärtige und Ekelhafte wurde als anreizend herangezogen. In einer Szene erhängte sich Judas auf offener Bühne, und vor aller Augen zerplatzte der Bauch des Verräters und wirkliche Gedärme eines Tieres fielen allen sichtbar auf den Boden. Blutszenen stellte man auf das natürlichste und geradezu abstoßend, getreu der Wirklichkeit nachgebildet, dar. Die Schauspieler entwickelten namentlich im Köpfen und Aufhängen eine wahrhaft henkermäßige Befähigung und Geschicklichkeit. In einem außerordentlich beliebten Greuelstück: „Titus Andronicus“ wurden die beiden Söhne des Kaisers geradezu erschreckend realistisch abgeschlachtet und das aus den Kehlen herausfließende Blut in Schalen aufgefangen. Im „König Montalor“ lag das enthauptete Liebespaar zur „Augenweide“ auf dem Boden, die in Wachs nachgebildeten Köpfe, aus denen das Blut sickerte, lagen daneben. Als Haman durch Hans Knapfläse erhenkt werden soll, sprach er auf der Leiter stehend mit der Schlinge um den Hals: „Wie süß ist das Leben, wie bitter ist der Tod. Nun Welt ade!“ Hierauf stürzte ihn Hans henkermäßig kunstgerecht von der Leiter, schnitt ihn nachher ab und schleppte den Leichnam fort. In der Cormartenschen Bearbeitung des Polycukt mußte Mearchos sein Haupt auf den Block legen, und es wurde ihm sichtlich abgeschlagen; der Henker hielt den blutenden Kopf — ein Gebilde aus Wachs — in die Höhe, wie es sonst auf dem Hochgericht geschah. Dann wurde der blutbesudelte Nichtblock weggetragen, der Scharfrichter mit seinen Gesellen entfernte sich, und der Leichnam — eine lebenswahr gekleidete Puppe — blieb auf der Szene, im Blute schwimmend, ohne Kopf liegen. Im gleichen Schauerstück erschien auch Polycukts Geist auf der Bühne: „mit seinem abgehauenen Kopf in der Hand und entblößtem blutigen Hals“. Alles das wurde dem Gassenvolk sichtbar vorgespielt; die Qualen der Märtyrer, der Gespießten und im Feuer Aufgehängten wurden den Gruselsüchtigen nicht vorenthalten. Und dieses Publikum entstammte

größtenteils dem besseren Bürgerstand, es waren auch Zuschauer der besten Gesellschaft und — Frauen dabey.

Den Gipfelpunkt erreichte dieses abstoßende Treiben auf den Bühnen während und lange nach dem Dreißigjährigen Krieg, als Magister Johannes Belten mit seiner ebenso „berühmten als berühmten Bande“ sich nicht bloß von den Dichtern, sondern auch von der Dichtkunst lossagte und seinem und seiner Genossen Talent vertrauend die improvisierten Stücke einführte. Damit fiel der letzte kümmerliche Halt, das geschriebene Wort. Nun brauste der wilde Strom entfesselter Geschmacklosigkeit fessellos über alle Ufer, und das Drama ging seinem elenden Verderben entgegen, indem es sich ohne Zügel und Maß, bis zur äußersten Unsinnigkeit, zur Verzerrung alles Menschlichen verlor.

Was man bei Belten zu sehen bekam, davon gibt ein Theaterzettel vom 18. Mai 1688 eine Vorstellung. Man spielte: „**Das Leben und den Todt des großen Erz=Zauberers D. Johannes Faustus Mit Vortrefflicher Püchelharings=**[Hanswurst]**Lustigkeit von Anfang bis zum Ende.**“ Zu dieser „Haupt=Action“ war nach der Anpreisung auf dem Theaterzettel zu sehen: „Mutus auf einem Drachen in der Luft schwebend. Dr. Fausts Zauberey und Beschwörung der Geister. Püchelhäring, indem er Gold samlen wil, wird von allerhand bezauberten Vögeln in der Luft verziret. Dr. Faustus Bankett, bey welchem die Schaul=Essen in wunderliche Figuren verwandelt werden. Seltsam wird zu sehen seyn, wie aus einer Pastete Menschen, Hunde, Katzen und andere Tiere hervorkommen und durch die Luft flügen. Ein feuerspeyender Rabe kömmt durch die Luft geflogen und kündiget Fausten den Todt an. Endlich wird Faustus von den Geistern weggehohlet. Zuletzt wird die Hölle, mit schönen Feuerwercken außgezieret, präsentiret werden.“

Zum Beschluß sol denen Hochgeneigten Liebhabern diese ganze Haupt=Action durch einen Italiänischen Schatten präsentiret werden, welches vortrefflich rar und das Geld doppelt werth ist, worbey auch eine Masquerade von sechs Persohnen, nemlich: ein Spanier, zwey Gaudiebe, ein Schulmeister, ein

Bauer und Bäuerin, welche alle ihren absonderlichen Tanz haben, und sehr lächerlich wird anzusehen seyn.

Nach diesem sol zum Nach=Spiele agiret werden die vor=treffliche und lustige Action aus dem Französischen ins Teutsche überfetzt, genannt: Der von seiner Frauen wohl verirrte Ehemann.“

Diese Genüsse bot Welten mit seiner Wandertruppe den Bremern 1688 zum Abschied. Er spielte in ganz Deutschland und stand in den Jahren 1685 bis 1692 in näheren Beziehungen zum — Dresdner Hoftheater.

So fand die Retterin der deutschen Bühne, Karoline Neuber (1697 bis 1760), das Theater verkommen und entartet, verwildert, gemein, zerfahren und elend, ein Hohn des guten Geschmacks und jeder Sitte. Sie bekämpfte die „Haupt= und Staatsaktionen“ und vertrieb den Hanswurst von den Brettern, die eine Welt bedeuteten, die verkommen war bis zur Trost= und Schamlosigkeit. Dem Bestreben dieser mutigen Frau und ihres Mannes, Johann Neuber, und der Wirksamkeit Johann Christoph Gottscheds und seiner Frau Ludovica Adalgunde verdankt das deutsche Theater seine Rettung aus tiefstem Ver=fall.

Jac. Falk.

Woher stammt der Name Berlin? — Nach der Auffassung des Kulturhistorikers Gey hieß Berlin ursprünglich to dem Berlin. Mit Berlin, Barlin und Berlinchen werden auch andere Ortschaften bezeichnet. Dieser Name rührt von dem altslawischen bruleni, das heißt Floßholzfang, her. Unter Floßholzfang versteht man ein Balkengerüst, das, quer über das Wasser gebaut, zum Auffangen des Floßholzes diente. Es besteht die Auffassung, daß der altslawische Wortstamm brul im deutschen Sprachgebrauch zu berl und barl und daß die Endung eni zu einer betonten geworden sei. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Stätte, wo sich heute die Millionenstadt erhebt, einer auf der Spree betriebenen Holzflößerei ihre Entstehung verdankt.

Der Sprachforscher Pfuhl gibt eine andere Erklärung über die Entstehung des Namens Berlin. Ursprünglich soll Berlin nur ein Anhängsel von Cölln gewesen sein. Der Stadtrat

von Cölln zeichnete zugleich als Rat vom Berlin: man sagte also der Berlin. Herr hieß bei den Wenden wladar. Der Stadtrat von Cölln war auch Herr des gegenüberliegenden Werders, der noch bis ins achtzehnte Jahrhundert der Flederwerder genannt wurde, was auf einen Weideplatz des Flederwiehs hinweist. Flederwerder hieß so viel wie: herrschaftlicher Werder. Hinter dem Werder lag Wald, der später geschlagen und dessen Boden dann zu Ackerboden gemacht wurde. Acker heißt auf wendisch rola; ein für Weideland umgearbeitetes Waldland bezeichnete man mit parola. Der parolin war also der Ort auf der Parola der Ortschaft Cölln. M. Schulze.

Begründetes Mißtrauen. — Zu einer alten Bäuerin, die krank im Bett lag, wurde ein Doktor gerufen. Sie war in ihrem Leben nie krank gewesen und wollte von ärztlicher Hilfe wenig wissen. Als der Arzt kam, fühlte er den Puls, fragte allerlei und schrieb dann ein Rezept. Kaum war er aus der Stube gegangen, da sagte die Alte: „Hab' ich nicht gleich gesagt, daß es nichts mit dem Kerl ist, er griff mir nach dem Arm, und es schmerzt mich doch im Leib.“ E. Hol.

Ein Vorschlag zur Güte. — Zwei Eheleute, die gar nicht zueinander passen wollten, zankten täglich und stündlich miteinander, bis sich die Nachbarschaft darüber beim Ortschaftschulzen beklagte. Der machte den beiden Haderkazen ganz ernsthaft den Vorschlag: Er sähe wohl ein, daß sie wie Hunde und Kazen miteinander leben und gröhlen und brüllen müßten, denn das läge scheinbar in ihrer Art. Leider hätten die Nachbarn einen recht zweifelhaften Genuß davon, weil man bei dem ewigen Durcheinander ihrer Zeterei nie so recht hören könne, was das eine oder andere schrie. Sie möchten es doch einmal so versuchen, daß eine ganze Woche lang nur der Mann allein sich gründlich ausschimpfe, und acht Tage darauf könne die Frau zu freischen beginnen. Darüber kamen die beiden doch zum Nachdenken und stellten ihr Gezänk ein. E. Da.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von
Stephan Steinlein in Stuttgart,
in Osterreich-Ungarn verantwortlich Robert Mohr in Wien.



Schlaganfall

(Herz- und Gehirnschlag)



ist eine Folge von Arterienverkalkung (Adernverkalkung). Professor Dr. C. Tönniges behauptet, daß von hundert Menschen fünfundzwanzig an Arterienverkalkung sterben. Zu den ersten Anzeichen dieser Krankheit gehören: schnelle geistige Ermüdung, auffallende Gedächtnisschwäche, häufiger Kopfschmerz,

Schmerzgefühle in der Herzgegend und sich oft wiederholende Schwindelanfälle. Wer über 40 Jahre alt ist, sollte sich in seinem eigensten Interesse über die Art und das Wesen dieses Leidens Aufklärung verschaffen, denn die Arterienverkalkung ist in unserer Zeit fast ebenso stark verbreitet wie die Nervosität, und kann bei Vernachlässigung recht schwere Folgen haben. In dem bekannten 200 Seiten starken, reich illustrierten Buche „Pfarrer Heumann, Die neue Heilmethode“, welches jedermann vollständig umsonst zugesandt erhält, ist diese Krankheit ausführlicher behandelt. Dieses umfangreiche Buch enthält übrigens noch viel Wissenswertes über die Heilung von Gicht und Rheumatismus, Nerven-, Lungen-, Magen-, Darm-, Hämorrhoidal-, Blasen- und Nierenleiden, sowie über Asthma, Gallen- und Leberleiden, Wasserjucht, Blutarmut, Bleichjucht und Erkältungskrankheiten, offene Füße, Flechten, Krätze und viele andere Krankheiten, so daß es für jedermann Interesse haben dürfte. Der Versand des Buches erfolgt durch: Ludwig Heumann u. Co., Nürnberg 2, Brieffach 109, völlig kostenlos an jedermann, der darum schreibt.

Romane von Georg Hartwig.

Georg Hartwig behandelt in seinen Romanen das gesellschaftliche Leben der Gegenwart. Er greift seine Probleme sicher heraus, gibt ihnen Gestalt und Leben und scheut sich nicht, falsche Anschauungen und alt-hergebrachte Vorurteile kräftig zu beleuchten. Hartwigs Romane sind deshalb eine dankbare und vielbegehrte Lektüre.

Erschienen sind:

- Die Generalstochter.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Wär' ich geblieben doch!** Roman. 6.—8. Auflage. Geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark 50 Pf.
- Der blaue Diamant.** Roman. 4.—6. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Die goldene Gans.** Roman. 2.—4. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Alpenrose.** Roman. 2.—4. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.

Demnächst gelangen zur Ausgabe:

- Haus Bickenbach.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.
- Willst du dein Herz mir schenken** — Roman. 4.—6. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.
- Wenn du mich liebst.** Roman. 4.—6. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Das Rätsel von Kronfeld.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Die Sage von Imhoff.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark 50 Pf.
- Jugendträume.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.

Auf die vorgenannten Preise wird bis auf weiteres ein Feuerungs-
zuschlag von 10 Prozent berechnet.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt, Dessau I (Anhalt)

Älteste u. größte Anstalt Norddeutschlands. Preisgekrönt auf der internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Gegründet 1885.



Vor der Behandlung.

Rückgrat-Verkrümmungen

Gelenkentzündungen, Lähmungen, Klumpfüße usw. werden bei Erwachsenen und Kindern mit bestem Erfolg behandelt, ebenso

Versteifungen

infolge von Verwundungen im Feldzuge, nach Knochenbrüchen, Gicht und



Nach der Behandlung.



Vor der Behandlung.

Rheumatismus.

Ohne Operation.

Ohne Gipsverband.
Ohne andauernde Bettruhe.

Medico-mech. Zander- sowie Röntgen-Institut. Schwedische und elektrische Massage. Elektrische Lichtbäder, Heißluft-Bäder usw.



Nach der Behandlung.

Prospekte kostenlos. Kriegsteilnehmern Vergünstigung. (Nachdruck verboten.)

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Schule des Schneelaufs. Von Carl J. Luther.

Ein neuer, vollständiger und kurzgefaßter Lehrgang für den Gebrauch der Schneeschuhe für Wanderschaft, Heerdienst, Sport und Verkehr, nebst einer Übersicht über die deutschen und österreichisch-ungarischen Schneelaufgebiete. 6.—8. Tausend. Mit 52 Abbildungen nach Aufnahmen und Zeichnungen des Verfassers. In steifem Umschlag geheftet 60 Pfg. u. 10 Prozent Feuerungszuschlag.

Der Verfasser hat es zuwege gebracht, das Wesentliche des Schneelaufs in gedrängter, aber klarer, sozusagen selbstverständlicher Darstellung auch dem blutigsten Anfänger verständlich zu machen. Es fällt einem bei Luthers Erklärungen wie Schuppen von den Augen! Hans Wödl in der „Österreichischen Alpenzeitung“.

Ein köstliches Büchlein von angenehmstem Taschenformat... für den Anfänger wie für den Köhner gleich wertvoll und wohl das Beste, was bisher erschienen ist, jedenfalls was Schule und Theorie betrifft... Erst Luther hat es verstanden, längst gemachte Erfahrungen, längst geübte, längst unbenutzt ausgeführte Bewegungen theoretisch einwandfrei darzustellen. Wie einfach und leichtverständlich sind die schematischen Bilder... so einfach, daß man sich wundert, sie nicht früher verwendet zu haben.

M. M. Wirth im „Winter“.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig.

Georg Hartwig behandelt in seinen Romanen das gesellschaftliche Leben der Gegenwart. Er greift seine Probleme sicher heraus, gibt ihnen Gestalt und Leben und scheut sich nicht, falsche Anschauungen und altergebrachte Vorurteile kräftig zu beleuchten. Hartwigs Romane sind deshalb eine dankbare und vielbegehrte Lektüre.

Erschienen sind:

- Die Generalstochter.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Wär' ich geblieben doch!** Roman. 6.—8. Auflage. Geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark 50 Pf.
- Der blaue Diamant.** Roman. 4.—6. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Die goldene Gans.** Roman. 2.—4. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Alpenrose.** Roman. 2.—4. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.

Demnächst gelangen zur Ausgabe:

- Haus Bickenbach.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.
- Willst du dein Herz mir schenken** — Roman. 4.—6. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.
- Wenn du mich liebst.** Roman. 4.—6. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Das Rätsel von Kronfeld.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 6 Mark 50 Pf., gebunden 8 Mark.
- Die Sage von Imhoff.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 6 Mark, gebunden 7 Mark 50 Pf.
- Jugendträume.** Roman. 3.—5. Auflage. Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark 50 Pf.

Auf die vorgenannten Preise wird bis auf weiteres ein Feuerungszuschlag von 10 Prozent berechnet.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt, Dessau I (Anhalt)

Älteste u. größte Anstalt Norddeutschlands. Preisgekrönt auf der internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Gegründet 1885.



Vor der Behandlung.



Nach der Behandlung.

Rückgrat-Verkrümmungen

Gelenkentzündungen, Lähmungen, Klumpfüße usw. werden bei Erwachsenen und Kindern mit bestem Erfolg behandelt, ebenso

Versteifungen

infolge von Verwundungen im Feldzuge, nach Knochenbrüchen, Gicht und

Rheumatismus.

Ohne Operation.

Ohne

Medi

sowie

Schw

in

Elek

He

Vor der Behandlung.

Prospekte kostenlos. Kriegste

Union Deutsche Verlags

Die Schule d

Ein neuer, vollständige
brauch der Schneeschuh-
Verkehr, nebst einer U
ungarischen Schneelau
bildungen nach Aufnah
steifem Umschlag gehef

Der Verfasser hat es zu
in gedrängter, aber klarer,
hellung auch dem blutig
fällt einem bei Luthers Er
Dan

Ein köstliches Büchlein
Anfänger wie für den Kd
was bisher erschienen ist, jed
Erst Luther hat es verstanden
längst unbewußt ausgeführte
Wie einiach und leichtve
so einfach, daß man sich wund

Zu haben in



Biblioteka Główna UMK



300020176280

